This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 185 444

Elsäßische Lebens-Bilder.

ERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

7338

Elsäßische

Lebens-Bilder

von

Margaretha Spörlin.

Zweites Bändchen.

Autorisirte Ausgabe.

Vierte Auflage.

Basel 1885.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

PRESERVATION
COPY ADDED
mlf 5/1/91

Druck von Felix Schneider in Basel.

LOAN STACK

PT2521
S944E5
1871
v. 2

Inhalt:

Seite.

Onkel Balthasar's Reliquie.

1. Onkel Balthasar 1
2. Das schwarze Kästlein 14
3. Das Kloster von Luppach 17
4. Uebersetzung des lateinischen Manuskriptes von Pater Arnolffus 38
5. Manuskript des Bruders Benediktus 61

Die Pfauenfeder 106

Onkel Balthasar's Reliquie.

„Kindlein hütet Euch vor den Abgöttern."
1 Johannes 5, 21.

1.

Onkel Balthasar.

Der Onkel war sanft eingeschlafen: ich saß an seinem Bette und betrachtete mit nassen Augen die theuren Züge des ehrwürdigen Greisen. Mit gefalteten Händen, lieblich wie ein friedlich schlafendes Kind, lag er da; seine dünnen Silberlocken bewegten sich leise im Hauche der kühlen Abendluft und die Strahlen der untergehenden Sonne verklärten sein bleiches Angesicht mit rosigem Scheine. Er hatte heute mit mir das heilige Abendmahl genossen, mit tiefer Beugung und doch auch wieder mit so fester Zuversicht auf das selige Wohnen im himmlischen Vaterhause, wo auch ihm der Herr „die Stätte bereitet," daß ich mit ihm mich gehoben und getragen fühlte wie auf Adlersflügeln, und auch mir durch des Herrn Gnade und die Kraft seines heiligen Sakramentes ein Glaubensblick in die lichte Ewigkeit vergönnt

worden. Aber jetzt, da ich ihn so still und regungslos vor mir liegen sah, wie eine schöne Leiche, die man in den Sarg legen und zu Grabe tragen muß, da ergriff mich der nahen Trennung bitterer Schmerz, meine Thränen brachen hervor und ich stand auf und eilte ans Fenster, um den lieben Kranken durch mein Schluchzen nicht aufzuwecken.

Der Onkel hatte dieses Fenster von jeher besonders lieb gehabt und auch immer sein Zimmer im obern Stocke beibehalten, so oft ich auch in ihn gedrungen, das Wohnzimmer im ersten Stocke zu beziehen, das gegen die Morgensonne lag und viel wärmer und bequemer für den alten, kränkelnden Mann gewesen wäre. „Laß mich da oben sterben, liebe Minna, bei meinen Büchern, Bildern, Reliquien und alten Gewohnheiten," pflegte er dann zu antworten. Und wenn ich ihn versicherte, daß ich das alles gewissenhaft mit ihm hinunterziehen würde, so erwiderte er lächelnd: „Aber mein Fenster kannst du doch nicht mit hinunter nehmen, Minna, das liebe Fenster, aus dem ich über den alten Dächern und Giebeln meinen lieben Münsterthurm emporragen sehe, wie ein Wegweiser zur bessern Welt durch die Wirren des Erdenlebens."

Als ich mich ausgeweint und lange in den schönen Abendhimmel geblickt, an dem bereits einzelne Sterne zu flimmern begannen, schämte ich mich meiner selbstsüchtigen Thränen; hätte ich den Onkel lieb, so würde ich mich freuen, daß er heim zum Vater gehen darf. Ich fühlte das Wehen des himmlischen Trösters in mir, unwillkürlich öffneten sich meine Lippen und leise sang ich folgende Strophen — es war des Onkels Lieblingslied und ich hatte es ihm besonders seit Mütterchens Tode oft singen müssen:

Weine nicht mehr um die Theuren,
Die der Tod von dir getrennt,
Sie, die ihre Siege feiern,
Sind bei dem, der sie erkennt.
Ewig glänzen ihre Namen,
In dem Buch des Lebens, Amen!
Ihres Danks Triumphgesang
Schallt die Ewigkeit entlang!

Führ' mich, Herr, in ihre Chöre,
Zieh' mich ihnen allen nach!
Preis sei dir und ewig Ehre,
Der die Macht des Todes brach!
Lehr' mich wachen, beten, ringen,
Laß auch mich gen Himmel dringen,
Führ' mich, Herr, auf Siegerhöh'n,
Zu der Liebe Wiedersehn!

Aber was war denn das? Täuschten mich meine müd geweinten Augen — oder — Nein, es war wirklich so, der Münsterthurm war beleuchtet und strahlte mir in seinem wundervollen Glanze blendend entgegen!

„Jungfer Minna, kommen Sie nun hinunter zum Nachtessen, sonst brennt der Reisbrei an," sagte Bärbel, die leise hereingetreten war.

„Danke, Bärbel; ich habe keinen Hunger und kann heute nicht mehr essen."

„Aber, so sagen Sie mir nur, für wen in aller Welt ich denn kochen muß, seit der alte Herr so krank ist? Ja, er ist wohl seelengut, unser alter Herr, aber ich habe immer gehört, daß alle Menschen ein Mal sterben müssen, und da der alte Herr bereits hoch in den achtzigen ist und krank und schwach dazu, so sollten Sie sich seinetwegen nicht zu Tode grämen. Nein, Jungfer Minna, das sollten Sie nicht."

„Weiß Sie nicht, warum das Münster heute beleuchtet ist?“ fragte ich ausweichend.

„J! es ist ja heute das große Fest der Mutter Gottes und man illuminirt an allen Orten ihr zu Ehren.“

In diesem Augenblicke trat der Doktor ein und Bärbel eilte nach ihrem Reisbrei zu sehen.

„Fenster zu, Fräulein Minna,“ rief der Doktor. „Sind eine so bewährte Krankenwärterin und wissen nicht, daß die Nachtluft den Kranken höchst schädlich ist.“

„Schelten Sie Minna nicht, lieber Doktor,“ sagte der Onkel, der eben aufgewacht. „Ich habe selbst darum gebeten! denn dieses kühle Abendlüftchen ist für mich das stille sanfte Säuseln auf Horeb, „der Herr ist darinnen.“

„Ich wollte lieber, er wäre jetzt im Sturme und bliese mit gewaltigem Hauche jene abgöttische Beleuchtung aus!“ entgegnete der Doktor ärgerlich, indem er mit seinem Stocke gegen die beleuchtete Thurmspitze wies.

„Ach, wie schön!“ sagte der Kranke, freudig überrascht. „Wie herrlich schön strahlest du zum Abschied mir entgegen, du lieber Münsterthurm!“

„Schön, Freund Balthasar! Wenn im neunzehnten Jahrhundert der Aberglaube seine Lichter anzündet, so finden Sie das schön?“

„Als ich jung war, Doktor, da hat es der Unglaube für die Göttin der Vernunft gethan. Aber jetzt wie damals weist unser lieber, schöner Thurm nach Oben, als wollte er uns sagen: Zündet immerhin eure irdischen Lämpchen an, Licht bleibt dennoch Licht und „der Herr König in Ewigkeit!“

„Aber,“ fragte ich, „wie ist es nur möglich, daß in der

christlichen Kirche der Mariendienst entstanden, da die heilige Schrift so wenig von ihr sagt."

„Und in diesem Wenigen liegt doch so viel," sagte der Onkel freundlich und ernst. „Aber ihr jungen Leute begreift das eben nicht und fährt, wie der heilige Petrus, gleich mit dem Schwert drein."

„Nun, mit unserer Jugend hat es eben keine große Gefahr, Freund Balthasar, ich habe bereits graue Haare, und Fräulein Minna ist auch kein Häschen mehr," warf der Doktor lachend ein.

„Sie müssen es mir zu gute halten, lieber Doktor: in der Jugend dünken uns alle Leute alt, im Alter dagegen immer jung zu sein. Die Jungen leben mit ihren Wünschen und Gedanken nur in der Zukunft, die Alten in der Erinnerung, und es ist sonderbar, wie jetzt das Fest der unbefleckten Empfängniß mir ein Ereigniß längst vergangener Zeiten so lebhaft vor die Seele führt, daß mir ist, als ob die lieben Stimmen der Vergangenheit dort aus dem schwarzen Kästchen wieder zu mir sprächen."

„Was hat denn diese alte Reliquie mit der Jungfrau Maria zu schaffen?" fragte der Doktor, indem er das Kästchen vom Bücherschafte herunter nahm und etwas derb auf den Tisch stellte.

Der Onkel fuhr zusammen: „O sachte, sachte, Doktor! Das liebe, alte Kästchen ist so morsch wie ich, und es muß mit Schonung gehandhabt werden, sonst fällt es auseinander und geht in Stücken."

Ich eilte an den Tisch und bedeckte mit beiden Händen das bedrohte Heiligthum.

„Seid ihr aber wunderlich, ihr Leutchen, mit eurem

alten Grümpel da!“ ſagte der Doktor lachend. „Es iſt ja wahrhaftig, als hätt' ich die Bundeslade berührt.“

„Die Bundeslade nun wohl nicht,“ entgegnete ich entſchuldigend; „aber doch des Onkels heiliges Grab, wie es Mütterchen zu nennen pflegt.“

„Weil ich damals ſchon ein wunderlicher Kauz geweſen und die liebe Seele ſo oft angefahren, wie jetzt den guten Doktor, wenn ſie unverſehens an meinen hölzernen Abgott ſtieß. Ja wohl, wir haben Alle, wie Rahel, unſere verborgenen Götzen und unſern Götzendienſt, und uns Allen gilt die Warnung des Apoſtels: Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern.“

„Wie vor dem vielen Reden, wenn Ihr krank und ſchwach ſeid!“ unterbrach ihn der Doktor. „Ich bin aber ſelbſt der größte Sünder heut Abend, und habe Sie aufgeregt und zum Sprechen verleitet, mein lieber, alter Freund. Und nun Baſta, kein Wort mehr, ich verbiete es. Fräulein Minna, Sie geben dem Onkel ein niederſchlagendes Pulver, ſind ſtumm wie ein Fiſch und verzeihen mir, wenn ich Schuld an einer unruhigen Nacht geweſen. Gute Nacht.“

Der Onkel war wirklich ungemein aufgeregt; ſeine Hand brannte fieberhaft und er athmete ſo ſchwer, daß eine unſägliche Angſt über mich kam. Schweigend gab ich ihm das niederſchlagende Pulver und legte ſeine Kiſſen zurecht. Er ließ mich gewähren und drückte, als ich mich über ihn beugte, leiſe einen Kuß auf meine Stirne. Die Thränen waren ſchon wieder da; ich ſchluckte ſie hinunter ſo gut es eben gehen wollte, und trat an den Tiſch, um das ſchwarze Käſtchen wieder an ſeinen Ort zu ſtellen.

Es iſt von Ebenholz, mit Silber beſchlagen, und mit

vielen Schnörkeln und Heiligenbildern verziert. Der Onkel trug den kleinen silbernen Schlüssel dazu immer an seiner Uhrkette; und weil er überhaupt sehr genau an seinen sieben Sachen hielt, nicht leiden konnte, wenn man ihm nur ein Streifchen Papier verrückte, und das Kästchen auch von uns mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet wissen wollte, so hatte es Mutterchen im Scherze „das heilige Grab" genannt. Wenn wir junge Mädchen ehemals das Studierzimmer aufräumen und die Bücher abstäuben mußten, so wurde uns ganz besonders eingeschärft, zum „heiligen Grabe" Sorge zu tragen, damit es nicht etwa beschädigt oder gar zerbrochen werde. Schwester Sophie behauptete, der Onkel habe es einmal aus einem Kloster erhalten, und bewahre einen Todtenkopf darinnen, sie wisse das ganz bestimmt, und ich rümpfte das Näschen über den Modergeruch, der uns, meiner Meinung nach, daraus entgegen kam. Bruder Hans aber neckte uns mit unserer abergläubischen Furcht; und wenn wir Kinder allein zu Hause waren, so nahm er wohl in der Dämmerung das „heilige Grab" vom Schafte herunter und jagte uns damit, wie mit einem Gespenst, im ganzen Hause herum.

Als ich das Kästchen ergriff, da strömten tausend Erinnerungen aus den glücklichen Kinderjahren und der fröhlichen Jugendzeit auf mich ein. Wie war ich damals so reich an Liebe im trauten Familienkreise, am lieben, heimathlichen Herd! Und jetzt! Sophie, die schöne, hochbegabte Sophie, und Hans, der Mutter Stolz und Hoffnung, waren Beide schnell hintereinander am Nervenfieber gestorben. Vor vier Jahren hatte der Herr auch mein liebes Mutterchen aufgenommen in die ewigen Hütten, zu ihren vorangegangenen

Lieben. Und mit des Onkels Heimgang riß das letzte Band entzwei, das mich auf Erden noch an eine befreundete Seele fesselte! Das „heilige Grab" schwankte in meiner zitternden Hand, und jetzt gewahrte ich, daß von dem barschen Hinunterſetzen des Doktors das Schloß gesprungen und der Deckel sich geöffnet hatte. Noch nie hatte ich das Käſtchen offen gesehen, noch nie seinen Inhalt erblickt. Es enthielt nur alte Papiere und eine dicke Pergamentrolle. Mechaniſch entfaltete ich eines der gelben, halb verwitterten Blätter, es war ein Brief, den Lavater 1794 dem Onkel nach dem Tode seiner Braut geschrieben; ich gebe ihn hier wörtlich wieder:

„Unter den drückenden Laſten, die auf mir liegen, mein lieber, tief betrübter Balthaſar, iſt auch das Eine, daß ich betrübten Freunden nicht sogleich mit einigen Zeilen brüderlichen Troſtes und herzlichen Mitgefühls beiſpringen kann. Ich empfand ihre traurige Lage, das kann ich aufrichtig ſagen. Ich ſchämte mich, in einem ſo durchaus wichtigen Vorfalle einem Freunde ſo gar nichts ſein zu können. Meiner Seele Wunſch und Gebet iſt: daß Gottes tröſtender Finger ſie berühren möge. Ach, was ſind wir ohne dieſe Berührung von Oben! Täglich empfinde ich dies tiefer. Möchten wir durch Alles, was uns widerfährt, gedrungen werden, nach dieſem tröſtenden Gottesfinger empor zu ſehen. Lieber Bruder im Herrn, glaube, wo Du nicht ſieheſt, und laß den heißen Schmerz Dir Pfand und Siegel kühler, himmliſcher Tröſtung ſein!

Amen! Amen!"

Johann Caspar Lavater
in ſchneller Eile.

Während dem Lesen strömten meine Thränen erleichternd von meiner Brust. Ich fühlte mich gedrungen empor zu sehen, sehnte mich nach der Berührung des tröstenden Gottesfingers, sank auf meine Kniee und betete innig: Herr, stärke meinen Glauben und heilige meinen Schmerz!

„Minna, was weinest du?“ fragte der Onkel mit so klarer, sanfter Stimme, daß mir war, als käme sie bereits vom Himmel herunter.

Wie ist doch unser Herz ein so trotziges, verzagtes Ding! Ein Wort, eine überwallende Empfindung, und unsere festesten Vorsätze zerstieben, wie Spreu vor dem Winde. Ich hatte mir so ernstlich vorgenommen, Herr meines Schmerzes zu bleiben, und des Onkels stillen Frieden durch meine Klagen nicht zu stören. Ruhig und heiter sah er dem Todesengel mit festem Glauben ins ernste Angesicht. Nein, ich wollte keinen Tropfen Wermuth in seinen letzten Kelch gießen, und lag nun doch, krampfhaft schluchzend, vor seinem Bette auf den Knieen und überströmte seine lieben Hände mit heißen Thränen, ohne daß ich wußte, wie es gekommen war.

„Minna, Kind, hüte dich vor den Abgöttern“, sagte der Onkel, und legte tröstend seine Hand auf mein Haupt.

„Ach, Onkel, das Scheiden von dir bricht mir das Herz, ich kann es dir nicht mehr verhehlen. Aber Gott weiß, daß ich dabei an keinen Abgott denke.“

„Wie aber, Minna, wenn ich selbst, dir unbewußt, dein Gott geworden, der vor dir hergegangen ist?“

„Nein, Onkel, gewiß nicht. Du hast mir nur zum Segen gelebt, warst mein Trost, mein Schutz und Schirm auf Erden, und mein Führer auf dem Wege des Heils.

Ich liebe, ich verehre dich mit der ganzen Kraft meines Weſens, aber abgöttiſch iſt meine Liebe nicht."

„Nicht, Kind? Und was könnte denn die abgöttiſche Liebe für andere Eigenſchaften haben als die, welche du ſo eben genannt?"

„Aber ich müßte ja ein Ungeheuer von Undank und Gefühlloſigkeit ſein, wenn ich dich nicht lieb hätte, Onkel! Und die Liebe, die der Herr ſelbſt geboten und in unſer Herz gelegt, kann doch unmöglich Sünde ſein?"

„Alles, was wir mehr lieben als Gott oder ihm gleich ſtellen, iſt Abgötterei und alſo Sünde, liebe Minna. Wenn ein Menſch uns das geworden, was nur der Herr uns ſein kann und ſein darf, ſo iſt er unſer Abgott, und wir haben über die Gabe den Geber vergeſſen, dem wir allein angehören, und den wir über Alles lieben ſollen."

„Du biſt ſtreng, lieber Onkel," ſagte ich tief verletzt; „aber ſprich jetzt nicht mehr, du weißt, der Doktor hat es verboten. Wir wollen es gut ſein laſſen."

„Nein, Kind, ſo wollen wir nicht von einander gehen", erwiderte er ſanft und hielt mich mit beiden Händen feſt. „Laß mich immerhin reden, ſo lange der Herr mir die Stimme noch läßt. Die Stunde iſt ja ſo nahe, wo ich dir nichts mehr ſagen, dich nicht mehr warnen, aber dich gewiß immer werde ſegnen und lieben können", ſetzte er unendlich weich hinzu.

Ich ſchluchzte ſchon wieder. „Verzeih', Onkel, ich bin ſo ſchwach, ſo kleingläubig und verzagt. Aber Scheiden thut ſo weh! Und es iſt ſo ſchwer, in der fremden, kalten Welt allein zu ſtehen!"

„Allein, Minna! Genügt dir denn dein Heiland nicht?"

„Doch, doch, der Herr ist treu. Bete für mich, daß mein Glaube nicht aufhöre."

„Das thut der Herr selbst, jetzt in diesem Augenblicke, wie er es einst für seinen schwachen Petrus gethan. Denn Er ist derselbe gestern und heute, und die Liebe in Ewigkeit. Die Hand aufs Herz, Minna, wenn du nach meiner Fürbitte dich sehnest, und wenn dir so bange ist, ohne mich zurück zu bleiben: ist es nicht darum, weil du meinst, ich hätte dich viel lieber, als der Herr dich haben kann?"

Ich schwieg betroffen still, denn der Onkel hatte wahr gesprochen.

„Liebes Kind, als vor einundsechzig Jahren der Herr mir meine geliebte Friederike nahm, und mein ganzes Lebensglück mit ihr begraben wurde, da fragte ich wohl auch unter bittern Thränen: Warum, Herr, muß ich so allein durchs kalte Leben gehen? Und weißt du, was Er mir antwortete: Fürchte dich nicht, glaube nur.*) Glauben! Aber was muß ich denn glauben? Daß Gott die Liebe ist.**) Wenn wir uns geliebt fühlen von einem armen, schwachen Menschenherzen, da wird es uns so leicht, recht innig wieder zu lieben; da strömt ein neues Leben durch unsere Adern; es ist, als ob wir Flügel hätten, und mit der Gewißheit: Ich werde geliebt! können wir Alles ertragen, Alles überwinden und selbst das Unmögliche möglich machen. Nun hat aber Niemand größere Liebe als Der, welcher sein Leben für uns gelassen.***) Warum läßt uns denn diese unendliche, für uns gekreuzigte Liebe so kalt und

*) Marc. 5, 36.
**) 1 Joh. 4, 8.
***) Joh. 15, 13.

trostesleer? Weil wir sie wohl kennen, davon hören, aber nicht mit der ganzen Kraft unserer Seele daran glauben, so daß wir mit freudiger Gewißheit ausrufen können: „Mein Freund ist mein, und ich bin sein!*) Ach, lieber Herr, wenn wir es einmal so recht lebendig inne geworden, daß du uns liebest, dann erst können wir auch dich von Herzen wieder lieben, und dann ist auch Alles gut!"

„Es ist aber so schwer, diesen lebendigen Glauben zu erringen und festzuhalten."

„Weil wir immer ein sichtbares Zeichen von der Nähe unseres unsichtbaren Heilandes verlangen und, wie die Kinder Israel in der Wüste, Götter haben wollen, die vor uns hergehen. Dieser Hang zur Abgötterei ist mit eisernem Griffel in unser sündiges Herz gegraben, und nur Christi Geist und Gnade vermag ihn auszulöschen. Ehre vor den Menschen, Reichthum und Wohlleben, Mann, Weib und Kind sind die Abgötter, denen wir anhangen und dienen. Und wem der Herr dies Alles genommen oder nie gegeben, der stellt wohl wie du, Minna, einen alten, wunderlichen Onkel auf den Altar, wo nur der Herr Jesus stehen darf, der allein unsere Hoffnung im Leben und im Sterben ist. Ich hätte dem Doktor heute aus eigener Erfahrung sagen können, wie die Anrufung der Heiligen so leicht in der Kirche entstehen konnte. Weil ich in meinem Schmerze oft an des Herrn Liebe gezweifelt, und dagegen so fest auf Friederikens Liebe gebaut, so geschah es mehr als einmal, daß ich mich gedrungen fühlte, sie anzurufen und von ihr Trost und Fürbitte zu erwarten. Ja, da galt es eben, das Kreuz umfassen und beten: Lieber Herr, schütze

*) Hohelied 2, 16.

du mich vor mir selber, und laß nicht zu, daß diese theure Seele, die du mir zum Segen gegeben, mir zum Fallstrick werde und mich scheide von dir und deiner Liebe. — Schau, Minna, wie die Lämpchen dort am Münsterthurme eines nach dem andern verlöschen, da sie ausgebrannt, so erlischt jede irdische Liebe; aber die himmlische leuchtet fort, wie die lieben Sterne, sanft und hell auch in des Todes Nacht!"

„Aber jetzt, Onkelchen, mußt du wahrhaftig still sein, es ist die höchste Zeit; denn die Beklemmungen kommen schon wieder, und du athmest so schwer. Soll ich dir dein Schlaflied singen?"

„Gerne, Kind, wenn du jetzt singen kannst. Doch lies zuerst das fünfte Kapitel aus dem zweiten Briefe an die Corinther; es wird uns beiden wohl thun."

Während dem Lesen war mein lieber Kranker so ruhig geworden, und lag so friedlich da, wie ein müdes Kind, das sich anschickt, einzuschlafen in der treuen Mutter Arme, so daß auch ich etwas von diesem seligen Frieden einathmete, wie erquickenden Wohlgeruch. Es wurde still und immer stiller in mir, ich konnte nun des Onkels Schlaflied singen:

Jesus, meine Zuversicht
Und mein Heiland, ist mein Leben.
Dieses weiß ich, sollte nicht
Sich mein Herz zufrieden geben,
Was die lange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht?

Ich bin durch der Liebe Band
Zu genau mit Ihm verbunden,
Halt Ihn an der Glaubenshand
Fest in meinen letzten Stunden,
Daß mich auch kein Todesbann
Ewig von Ihm trennen kann.

Was hier kränkelt, ſeufzt und ſteht,
Wird dort friſch und herrlich gehen;
Irdiſch werd' ich ausgeſät,
Himmliſch werd' ich auferſtehen,
Hier verweſet mein Gebein,
Dort werd' ich unſterblich ſein!

Der Onkel ſchlief nun wirklich. Lange kniete ich noch an ſeinem Bette; Worte hatte ich nicht, aber ich fühlte wie der Herr auch mein Verſtummen gnädig erhörte.

2.

Das ſchwarze Käſtchen.

„Sie leben Ihm Alle.“
Lukas 20, 38.

Der Onkel war ſelig entſchlafen, und als ſeine irdiſche Hülle im Grabe ruhte, und mir das Leben ohne ihn, für den und in dem ich gelebt, ſo öde und ſo traurig ſchien, da gedachte ich an ſeine Warnung: „Minna, Kind, hüte dich vor den Abgöttern.“ Denn oft habe ich in meinem Schmerze unter bittern Thränen geſeufzt: O lieber Onkel, bitte für mich! und mit tiefer Beugung erkennen müſſen, wie auch mein Herz ſich immer wieder vom Unſichtbaren zum Sichtbaren wendet, und „Götter haben möchte, die vor ihm hergehen.“

Als ich mich in meiner neuen, einſamen Wohnung eingerichtet und unter den vielen alten Reliquien eines kleinen Haushaltes auch dem „heiligen Grabe“ ſein Plätzchen angewieſen, da gedachte ich lebhaft des oben erzählten

Gespräches und des tiefen Eindrucks, den Lavaters Brief und des Onkels Worte auf mich gemacht, und nahm mir vor, das Kästchen beim ersten ruhigen Tage zu öffnen, auszukramen und zu sehen, was darinnen sei. An einem stillen Sonntagnachmittag, es war im Februar und Wind und Regen tobten um die Wette, war Bärbel ausgegangen, um eine kranke Base zu besuchen, und ich blieb allein zu Hause. Am Morgen hatte ich in der Kirche eine wunderschöne Predigt über die Gemeinschaft der Heiligen gehört. Der Prediger hatte den Text: „Sie leben Ihm alle" herrlich durchgeführt und gezeigt, wie ein Band der Liebe alle Kinder Gottes verbindet: von Abel und Henoch bis auf die Apostel und ersten Zeugen Christi, und von diesen bis auf unsere Zeit. Ein Glaube, eine Taufe, ein Herr und ein Gott und ein Geist, der die Glieder alle umfaßt und zusammenhält, wie das Haupt den Leib, der in Allen Alles ist, und in dem Alle Eins sind in seliger Gemeinschaft, hier und dort! Noch nie hatte ich dieses so klar empfunden wie an jenem Sonntag, noch nie mich meinen vollendeten Lieben so nahe, so innig in dem Herrn verbunden gefühlt, und nun zog es mich hin zum schwarzen Kästchen, zu des Onkels lieben Reliquien, die darinnen aufbewahrt lagen.

In der Schrift ist der Geist. In der Heiligen der Geist Gottes. In den Menschlichen ein guter oder ein böser — Christi Geist oder Satans Geist, je nachdem die Seele unter dem Einflusse des Einen oder des Andern steht. Es liegt in diesen kleinen, geheimnißvollen Zeichen, die wir Buchstaben nennen, entweder eine Gotteskraft, durch die so mancher fromme Mensch noch zu uns redet, obwohl er

längst gestorben ist, oder auch ein böser Zauber, der die Herzen vergiftet mit verführerischen Worten oder unreinen Bildern, daß sie dem Fürsten dieser Welt anheimfallen, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens.

Aber aus den Papieren des schwarzen Kästchens sprach ein guter Geist zu mir. Ich fand Friederikens und des Onkels Tagebücher und ihren Briefwechsel während ihrer Verlobung: Briefe von Lavater, von Pfeffel, von Oberlin, von Heß und Pfenninger und Andern mehr von der kleinen Schaar, die man damals die „Stillen im Lande" nannte. Ja, da war wirklich ein Glaube, ein Herr, dem sie Alle dienten und zur Beförderung seines Reiches auf Erden leben wollten, und ein Geist, der sie Alle beseelte; zwar in verschiedenen Formen und Ausdrücken, aber in einer Liebe und in einem Glauben an Jesum Christum, den gekreuzigten Heiland der Welt, fest gegründet auf das heilige Wort Gottes! „Herr, sie leben dir Alle", und es muß herrlich sein dort oben in ihrem seligen Kreise! sagte ich tief gerührt, nachdem ich die Briefe durchgegangen und mich lange daran gelabt hatte. Endlich kam ich auch an die dicke Pergamentrolle, aber es war leider lateinisch geschrieben und ich konnte nur so viel herausbringen, daß es die vier Evangelien waren, nebst einem kleinen Manuscript von einer andern Hand, aber ebenfalls in lateinischer Sprache. „Ach, das bleibt auf immer begraben und versiegelt für mich!" brummte ich etwas unwillig über meine Unwissenheit, und wollte die Rolle wieder auf den Boden des „heiligen Grabes" legen; da gewahrte ich noch ein Heft darinnen; ich nahm es heraus — es war des Onkels Hand — mit der Aufschrift:

„Eine kleine Ueberraſchung für meine liebe Minna, nach meinem Heimgang.“

„Ja, du haſt mich überraſcht, du theure in Gott ruhende Seele, und wenn ich jetzt das letzte Zeichen deiner zartfühlenden Liebe an meine Lippen drückte und mit meinen Thränen überſtrömte, ſo war es nicht abgöttiſche Verehrung ſondern Dank gegen Gott, der dich mir gegeben, in dem wir innig verbunden ſind und uns ewig wieder finden werden.“

Hier folgt des Onkels Erzählung, die er für mich geſchrieben, ſowie ſeine Ueberſetzung der beiden lateiniſchen Manuſcripte von Pater Arnolffus und Bruder Benedictus, das erſte aus dem zwölften Jahrhundert, das zweite hundert Jahre ſpäter, in zierlicher gothiſcher Schrift geſchrieben.

3.

Das Kloſter von Luppach.

„Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.“
Eph. 4. 5.

Es war in der Schreckenszeit, als Robespierres blutiges Joch ſchwer auf dem unglücklichen Frankreich laſtete und ſein Helfershelfer, Schneider, mit der Guillotine in unſerm ſchönen Elſaß umherzog, wie ein Hauſirer mit ſeiner Waare; nur mit dem Unterſchied, daß es ſich damals um Gut und Blut, um unſere Köpfe und um unſer Leben handelte. Unlängſt war das berühmte Dekret erſchienen: „La Convention décrète qu'il y a un Être suprême,“ worauf unſer blinder Dichter Pfeffel in ſeiner gemüthlichen Weiſe geantwortet:

„Du lieber Gott, darfst wieder sein,
So spricht der Schach der Franken.
Schick ihm doch schnell ein Engelein,
Und laß dich schön bedanken!"

Es war eben für alle eine bange, böse Zeit; man athmete schwer, wie bei schwüler Gewitterluft, und so gut patriotisch wir auch in Straßburg gesinnt waren, so gährte doch der Wunsch, besonders in uns jungen Leuten, das blutige Joch abzuschütteln und den Tyrannen zu stürzen, da riethen unsere ältern Freude, die klüger waren, als wir jungen Hitzköpfe, zu eine Fußreise während den Pfingstferien. Es sollte diesmal in den Sundgau nach Pfirt und von da über die Juraberge nach Basel gehen. Für mich aber noch eine Station weiter, nach dem lieben Zürich zu Vater Lavater und zu Friederiken, meiner geliebten Braut, die ich so lange nicht gesehen und so gerne recht bald heimgeführt hätte als meine treue Hausfrau. Aber in jenen Schreckenstagen, wo der Boden unter unsern Füßen wankte und uns jeden Augenblick zu verschlingen drohte, da mochte kaum ein Reicher daran denken, sein Haus zu bauen und den eigenen Herd zu gründen, geschweige ich, der ich nie Gold und Silber besessen.

Die ungeheure Kraft des Dampfes war damals uns Menschenkindern noch unbekannt und eine Reise von Straßburg nach Basel gehörte, auch ohne den Umweg über die Juraberge, zu den großen, die man nicht unternahm, ohne sich vorher bei der ganzen Familie gehörig verabschiedet zu haben. Ich schnallte eben meinen kleinen Torniſter zusammen und zur Beruhigung meiner guten Schwester Selma, und als den besten Paß in jenen Zeiten, die rothe Jakobiner-

mütze darauf, die ich um keinen Preis auf dem Kopfe getragen hätte, als Vetter Theobald zu uns kam. Er war in St. Diedel gewesen und brachte mir ein Päckchen Assignaten und einen Brief an Herrn Delille, der ins Kloster von Luppach bei Pfirt geflüchtet war. Vetter Theobald hatte in St. Diedel Madame Delille getroffen und ihr versprochen, Geld und Brief sicher an ihren Mann zu schicken. Gerne hätte ich ihm den Gefallen gethan; allein Briefe an Emigranten zu bestellen, gehörte damals zu den Staatsverbrechen und ich Federheld, wie meine Kameraden mich nannten, hatte nicht den Muth, solch gefährliche Waare mit mir zu nehmen. Da gerieth Schwester Selma auf den Einfall, den Brief in das Futter der rothen Jakobinermütze zu nähen, wo ihn gewiß Niemand suchen würde. Vetter Theobald war ganz entzückt, über den gescheidten Einfall und ich, nolens volens, mußte es auch zufrieden sein.

Es war in den Pfingstferien und unsere Reise war vom schönsten Wetter begünstigt. Die Bäume standen in voller Pracht, eine reiche Obsternte versprechend, Korn und Reben in üppiger Blüthe; und der schöne blaue Himmel lächelte freundlich auf die gesegneten Fluren herab. Aber in den armen Menschenherzen, da sah es anders und gar traurig aus. Banges Zagen, Mißtrauen, Angst und Schmerz auf der einen, frecher Hohn, wilde Zügellosigkeit und rohe Habgierde auf der andern Seite. In Mülhausen, das damals noch zur schweizerischen Eidgenossenschaft gehörte und von französischen Soldaten umzingelt war, sahen wir auf dem kleinen Platze vor dem Wirthshaus zur Krone die Guillotine aufgestellt und man sagte uns: Schneider und seine Gesellen säßen eben an der Tafel beim Mittagessen. Einige

Bürger des Städtchens umstanden schweigend das neuerfundene Blutgerüst, welches sie mit einer Art neugieriger Scheu betrachteten; aber man sah es den kräftigen Sündgäuer Gestalten wohl an, daß sie sich noch frei fühlten und keineswegs gesonnen waren, ihren Nacken unter das blutige Joch zu beugen.

Wir hörten, daß Schneider nach Altkirch gehe, wo er noch vor Abend eintreffen und längere Zeit dort bleiben werde. Das nahm uns aber allen den Appetit zum erhofften guten Mittagessen, und obschon wir uns vorgenommen, im alten Schweizerstädtchen auszuruhen, so eilten wir doch jetzt, so schnell, als ob wir Flügel hätten, zum nächsten Thore hinaus. Notabene, ich war der Vorderste auf der Flucht, denn der versteckte Brief trieb mir den Angstschweiß aus und brannte wie glühende Kohlen auf meinem Rücken. Während ich aber so hurtig vorauslief, baumelte die rothe Jakobinermütze so possierlich auf meinem Tornister herum, daß einer meiner Kameraden mir neckend Pfeffels Verschen nachrief:

„Auf seinem Hut ließ Fähnrich Hase
Die Masche stets nach hinten steh'n:
Ei, rief mit Lachen seine Base,
Die hat die Feinde recht geseh'n!"

Endlich machten wir Halt. Keiner von uns hatte Lust, mit Schneider und seinen improvisirten „comités du salut public" in Berührung zu kommen. Einige riethen umzukehren; aber da wären wir ja dem Schneider entgegen und gerade in die Hände gelaufen. Andere wollten direkt nach Basel und die Juraberge aufgeben; aber die waren ja eben das Ziel der kleinen Reise.

Da kam ein großer Leiterwagen mit zwei tüchtigen Pferden bespannt; der Führer, ein gutmüthiger Bauer, erbot sich, uns bis Altkirch zu fahren, von da sei es nur drei kleine Stündchen bis Pfirt, der Weg gut und überdieß noch Mondschein, so daß wir ganz gemächlich nach Pfirt kommen und am andern Morgen, es war ein Dekadi, das Schloß und die Umgegend besehen und dann unsere gewünschten Ausflüge auf die Berge unternehmen könnten. „Und der Kuckuk wird ja den Schneider nicht so schnell auf unseren Fersen nachjagen, als Balthasar vorhin vor ihm davongelaufen ist!“ meinte mein lustiger Kamerad wieder.

Gesagt, gethan, wir fuhren bis Altkirch, dort nahmen wir einen Führer, kamen durch einen wunderschönen Wald und langten Abends um neun Uhr todmüde in der alten Residenz der einst so mächtigen Grafen von Pfirt an. Wir kehrten im Ochsen ein, beim Bürger Vogelweid, an den ich den Brief und die Assignaten für Delille abgeben sollte. Das Gerücht von Schneiders Ankunft in Altkirch hatte auch in dem friedlichen Gebirgsstädtchen allgemeine Bestürzung verbreitet und wir wurden gleich bei unserer Ankunft umringt und mit Fragen bestürmt. Wir mußten erzählen, wann und wo wir ihn getroffen und was wir von seinen Plänen gehört. In dieser Verstörung um mich her wurde mir aber immer unheimlicher zu Muthe und der unglückliche Brief an Delille lastete wie ein drückender Alp auf mir. Vergebens suchte ich den Ochsenwirth allein zu sprechen, um mich meines Auftrags zu entledigen; er war in der Wirthsstube von so vielen Leuten umgeben und in Anspruch genommen, daß ich nicht in seine Nähe kommen konnte. Die ganze Nacht träumte mir von Schneider, von Häschern und der

Guillotine und mehr als ein Mal bin ich erschrocken aufgefahren. Frühe stand ich auf, und meine Gefährten schliefen alle noch fest, als ich leise aus der Kammer schlich, wo man uns auf frischem Stroh ein Nachtlager bereitet hatte.

Draußen war noch alles still; der Dekadi war glücklicher Weise auf einen lieben Sonntag gefallen und der Morgen wunderschön. Eilig ging ich durch das steinerne Thor und über die finstere Zugbrücke der alten Herrenburg, nur mit dem Brief und dem Gedanken beschäftigt, wie ich ihn wohl los werden könnte. Aber oben auf der Schloßhöhe, dem schönsten Punkt unseres schönen Elsaßes, in der kühlen, reinen Morgenluft, da vergaß ich bald meine Angst, den Brief, Schneider und die Guillotine. Die herrliche Aussicht, die stille Sonntagsfeier, die sich vom blauen Himmel herab segnend auf das fruchtbare Land hernieder senkte, das von den Gebirgsketten unserer Vogesen bis an den Rhein und zum fernen Schwarzwalde hin, im schönsten Frühlingsschmuck zu meinen Füßen ausgebreitet lag, erhoben Herz und Sinn zu Dem, „der hervorbricht in unserer irdischen Finsterniß, wie eine schöne Morgenröthe (Hosea 6, 3)." Wir hatten ja keinen Sonntag mehr im armen Frankreich! aber hier oben war es wirklich Sonntagsfrühe, so eine, wie jene erste muß gewesen sein, als der Herr siegreich aus dem Grab erstanden.

Unten in der zerfallenen Schloßkapelle kniete ein Mönch und legte, nachdem er seine Andacht verrichtet, einen Strauß frischer Waldblumen am Fuße des steinernen Kreuzes nieder, dann verschwand er unter den Steinen, wie eine Erscheinung aus der grauen Vorzeit. Oben, nicht weit von mir, saß der Ochsenwirth auf einem bemoosten Steine; er hatte seinen Rosenkranz in der Hand und las andächtig in einem kleinen

Gebetbuche. Das gab mir Vertrauen zu ihm; denn in jener Zeit des frechen Unglaubens, wo die kleine Schaar der Gläubigen sich verbergen mußte, da reichte man sich aus allen Konfessionen die Bruderhand, sobald man sich zusammenfand, und erkannte sich gegenseitig am Gebet, wie die ersten Christen während den Verfolgungen der römischen Kaiser sich einander zu erkennen gaben, indem sie sich bekreuzten.

Ich näherte mich dem Wirth und sagte ihm ohne Umschweife, man hätte mich an ihn gewiesen, um einen Auftrag an Delille auszurichten.

„Aha, den Herrn Delille. Ja, der wohnt schon mehrere Wochen bei uns im Kloster von Luppach. Als er aber gestern Wind bekam, daß der rothe Troß in Altkirch anrücke, da ist er auf den Blochmont gegangen."

„Ist das weit von hier?"

„Zwei bis drei Stündchen, je nachdem einer gut zu Fuß ist. Aber der Herr Delille sind sicher dort oben. Und die Henkersknechte mit ihrer Höllenmaschiene sollen nicht da hinauf kommen, so lange wir noch unsere guten Sundgäuer Fäuste haben; verlaßt Euch darauf, Bürger!"

Ich zog das Päckchen Assignaten hervor und die rothe Mütze aus meiner Tasche. „Hier ist Geld und im Futter der Mütze ein Brief für Herrn Delille. Wollt Ihr wohl die Güte haben und ihm beides auf den Blochmont schicken, Bürger Vogelweid?"

„Das Geld von Herzen gerne; aber den Brief laßt, wo er ist, Bürger. Briefe sind heut zu Tage gar gefährliche Waare und hat sich schon mancher mit dem Briefbestellen um den Hals gebracht."

„Aber was muß ich denn mit dem unglücklichen Briefe

anfangen? Ich kann ihn doch nicht, wie ein böses Gewiſſen, mit mir auf der ganzen Reiſe herumſchleppen!“ rief ich, faſt verzweifelnd.

„Na, wißt Ihr was, ich will ihn nehmen; denn am Ende iſt ja doch Einer dort oben, der mächtiger als der Schneider und ſeine Geſellen und unſer aller Herr und Meiſter iſt. Gebt ihn her in Gottes Namen, es wird ſo übel nicht gehen.“

Ich ſchickte mich an, den Faden aus dem Futter zu ziehen, und den Brief aus ſeiner Haft zu entlaſſen, da hörten wir lärmende Stimmen, die den Berg herauf kamen; im Nu ſahen wir uns von dem ganzen Schwarm meiner Kameraden und mehrerer Einwohner von Pfirt umringt und ich fuhr mit Blitzesſchnelle mit der rothen Mütze und ihrem gefährlichen Inhalt wieder in meine Taſche.

Es ſei drunten im Städtchen eine babyloniſche Verwirrung, berichtete man uns. Alle Augenblicke langten Flüchtlinge von Altkirch und der Umgegend an; einige wollten auf den Blochmont, andere über die Berge nach der Schweiz und andere wieder in Pfirt verborgen bleiben. Alle aber verlangten Rath und Hülfe vom wackern Ochſenwirth. Auch meine Freunde wandten ſich an ihn und wollten wiſſen, wie wir am ſchnellſten aus dieſer verwünſchten Mausfalle heraus kommen könnten und welchen Weg wir einſchlagen müßten, um ſicher nach Maria-Stein und von da nach Baſel zu gelangen.

Es war wohl das Vertrauen auf den Herrn und Meiſter, zu dem er erſt gebetet, das dem Ochſenwirth eine Ruhe und Sicherheit verlieh, die mich in Erſtaunen ſetzte. Mit beinahe königlichem Anſtande ſtand er unter den ängſtlich

verlegenen Gesichtern um ihn her, und sagte zu den Pfirtern: Sie möchten sich nur ganz ruhig verhalten, es werde sich schon alles geben, er wolle mit ihnen herunter gehen und sehen, was zu thun sei. „Für euch aber, ihr jungen Straßburger Herren, ist jetzt im Ochsen kein Platz mehr und würde auch gar nicht plaisirlich für euch sein. Darum, wenn ihr euch auf dem Schloßberge sattsam umgesehen, so geht ins Kloster von Luppach hinunter, ich will euch das Mittagessen dorthin schicken und ihr könnt dann gleich nachher den Weg von Maria-Stein unter die Füße nehmen." Mir flüsterte er im Weggehen noch zu: „Wenn Ihr ins Kloster kommt, so gebt den Brief dem Bruder Wendelin."

Dem Bruder Wendelin! Aber es war ja keine lebendige Seele in den verödeten Klostergängen, wo nur unsere Fußtritte und der Gesang meiner Freunde wiederhallten. Es war nämlich auch den Muthwilligsten unter uns etwas unheimlich zu Muthe geworden und so hatten einige schon auf dem Schloßberge die patriotischen Lieder angestimmt, die damals im Schwunge waren. Es geht aber mit dem weltlichen Singen wie mit dem geistlichen, wenn man einmal hinein kommt, so übt es einen Einfluß aus, dem man nicht auszuweichen vermag. Das weltliche berauscht wie erhitzende Getränke, das geistliche erhebt und stimmt das Gemüth so wunderbar stille wie das reine, klare Quellwasser unsere müden Glieder erquickt und belebt. Auch meine Kameraden hatten sich muthwillig gesungen und wurden immer lärmender. Sie stürmten in die leeren Zellen und trieben mit manchem, was sie darinnen fanden, gar unziemlichen Scherz und Spott. Endlich kam man an eine verschlossene Thür; nachdem lange vergeblich daran gepoltert und gerüttelt

worden, ſollte der Verſuch gemacht werden, ſie mit Gewalt einzurennen. Da ſchlüpfte leiſe aus einer verborgenen Nebenthür eine Mönchsgeſtalt und verſchwand ſchnell wieder, wie ein Schatten in dunkeln Nebengängen.

„Halte là“... ſchrieen die Ausgelaſſenſten. „Stehe ſtill und gieb Rede, von wannen du herkommſt!“... Und nun gieng es in geſchloſſenen Reihen und mit dem Refrain der Marſeillaiſe: „Aux armes citoyens, formez vos bataillons!“ dem armen Mönche nach, zuerſt durch mehrere Gänge und dann eine ſteile Wendeltreppe hinunter, welche in die Gruft des Kloſters führte. Die Gräber der Kloſterbrüder waren in dem Gewölbe ringsum wie kleine Käſten, in den Wänden eingemauert und mit einem ſchwarzen, eiſernen Thürlein verſchloſſen. Viele ſtanden offen und leer und die umherliegenden Todtenſchädel und Gebeine bezeugten genugſam, wie der rohe Vandalismus unſerer Revolution auch dieſe ſtille Behauſung der Todten nicht verſchont. In dieſer ſchauerlichen Umgebung fanden wir den Mönch todtenblaß und unbeweglich vor einer Thüre ſtehend, die, wie ich nachher erfuhr, in die Todtenkapelle führte.

„Der Kerl ſieht wahrhaftig aus wie der ſteinerne Gaſt!“ brummte einer meiner Kameraden, der bisher immer der erſte geweſen, nun aber, ſichtlich herabgeſtimmt, ſich dem Reſervekorps anſchloß. Und wieder traten die Muthwilligſten in Reih und Glied, ſangen oder ſchrieen vielmehr unter heftigem Gelächter: „Allons, enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé!“ und ſtürmten ſo auf den armen Kloſterbruder ein, welcher zuſammenſank und ein ſchwarzes Käſtlein und einen Todtenſchädel, den er unter ſeiner Kutte verborgen, dem leichtfertigen Schwarm vor die Füße fallen

ließ. Ich eilte zu dem guten Mönch und umfaßte ihn mit beiden Armen; er sah mich zuerst entsetzt, als ich ihm aber freundlich zunickte, wehmüthig dankend an.

Der Schädel wurde nun aufgehoben und es sollte Spott mit ihm getrieben werden; es gieng aber nicht recht und alle machten ziemlich perplexe Gesichter. „Was hat er nur für einen Zettel zwischen den Zähnen, womit er uns so grimmig angrinst?“ fragte der eine, um doch nur etwas zu sagen.

„Laß mal sehen!“ rief ein anderer. „Ja, Prosit die Mahlzeit, es ist lateinisch und das versteh' ich nicht, Balthasar muß es uns übersetzen, denn er ist der einzige Studiosus unter uns.“ Ich nahm den Zettel und las:

„Einst war ich, was du bist,
Und bald wirst du sein, was ich bin.“

Alles blieb mäuschenstille und während ich das Kästchen vom Boden aufhob und eine dicke Pergamentrolle, die daraus gefallen, wieder hinein legte, giengen meine tapfern Gefährten einer nach dem andern ganz leise davon und ich blieb allein mit dem Mönche in der Gruft. Mit vieler Mühe brachte ich heraus: „Er sei der Bruder Wendelin und zum Dienste des Herrn Delille im Kloster geblieben, während die andern Brüder alle nach Maria-Stein geflüchtet. Er habe uns für Schneider und seine Gesellen gehalten und sei darum so ängstlich geflohen; auch habe er vermeint, sein letztes Stündlein habe geschlagen und wäre am liebsten bei den heiligen Reliquien des Klosters gestorben, weil er sich dann desto sicherer der Fürsprache der Heiligen hätte vertrösten können, obschon er sich, seit die Welt und sogar sein liebes Kloster zur Hölle geworden, nicht mehr vor dem

Tode fürchte." Er erzählte mir das alles mit vielen Umschweifen und Dankesergießungen; denn trotz allem, was ich ihm sagen mochte, wähnte er noch immer, ich hätte ihn von Schneider und der Guillotine errettet, die er nie gesehen und von der er sich die wunderlichsten Vorstellungen machte. In die Todtenkapelle, wohin er mich nun führte, hatte der gute Wendelin alle Heiligen- und Muttergottesbilder und alle Reliquien des Klosters geflüchtet und es sah darinnen seltsam und bunt durcheinander aus. Da waren in gläsernen Särgen auf halbvermoderten Atlaskissen ganze Todtengerippe von verschiedenen Heiligen, deren Namen ich vergessen, obschon mir Bruder Wendelin alle mit ihrer Legende hergesagt. Er zeigte mir auch ein Stückchen Holz vom wahren Kreuze, Pilgerstäbe, Rosenkränze und andere Sachen, welche die Kreuzfahrer vom heiligen Grabe gebracht und die einst Wunderkräfte besessen, aber das sei jetzt alles vorbei und entweiht durch die gottlosen Kirchenräuber und frechen Gotteslästerer.

„Und dieses schwarze Kästlein, das Ihr so sorgsam unter dem Arme traget, wo kommt denn das her?"

„Ja, das ist meine Reliquie, die gehört dem Kloster nicht."

„Hat der Schädel hier auch einem Heiligen gehört?"

„Vermöchte nicht zu sagen, was für eine arme Seele einst darinnen gewohnt. Er stand aber immer mit dem Zettel, den ihr heute so schön verdeutscht, auf Pater Hugo's Tischchen und ist mir darum so werth geblieben."

„Wer war dieser Pater Hugo?"

„Eigentlich ein Benediktiner, lieber Herr, und gehörte also nicht zu uns, die wir vom heiligen Franziskanerorden sind, oder waren, denn jetzt sind wir leider ja alle nichts mehr!" setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Wie ist er denn nach Luppach gekommen?"

„Von Maria-Stein herüber, wo er sich mit den Vätern nicht gut vertragen konnte von wegen der Mutter Gottes, die dort angebetet wird und zu der so viele wallfahrten. Ja, und so hart ihn auch unser Prälat und der von Maria-Stein darüber angefahren, so ist er doch fest darauf geblieben, man müsse Gott allein anbeten."

„Er war wohl Jansenist?"

„Nicht so recht eigentlich, aber doch so etwas dergleichen. Er kannte jedes Blümlein, Kräutlein und Gräslein. Und wenn der Frühling kam, so hing er eine große blecherne Büchse auf den Rücken, nahm seinen Alpenstock in die Hand und sagte zu mir: „Jetzt, Bruder Wendelin, schüttle den Staub von deinen Füßen und komm mit mir hinauf auf die lieben Berge, wir wollen zusammen — richtig, jetzt fällt's mir wieder ein — botanisiren, hat er gesagt, und er war ein Botanist und die großen Hefte, darinnen er die getrockneten Pflanzen aufbewahrt, die nannte er sein Herbarium. Und seht, Herr, er wußte nicht nur den Namen jedes Pflänzleins, sondern er kannte auch eines jeden besondere Kraft, womit unser Herrgott es ausgestattet; und er wußte gegen jeden bösen Schaden ein Kräutlein anzugeben. Ja, und wie viele Leiden er geheilt und wie viele Schmerzen er gelindert, das weiß nur der dort oben und ich, der ich ihn immer auf seinen Wanderungen begleitet, wenn er bei Wind und Wetter auf den Bergen herumkletterte, um die heilenden Kräuter für seine armen Kranken zu suchen." —

Der Mönch war wie umgewandelt; seine starren Züge belebten sich und aus den todten Glasaugen strahlte jetzt ein so tiefes Gefühl, daß ich ihn verwundert betrachtete.

Während des Sprechens hatten wir uns auf die Todtenbahre geſetzt und indem ich von den verdorrten Gebeinen um uns her auf meinen Gefährten blickte, mußte ich unwillkürlich an Ezechiel's Weiſſagung denken (Kapitel 37): „Ja, wahrlich auch hier blies der Wind des Herrn einen Getödteten an, daß er wieder lebendig wurde!“ Bruder Wendelin aber fuhr alſo fort:

„Und die Obſtzucht, Herr, die hat er verſtanden wie keiner im Lande; und hat an unſern Spalieren Aepfel und Birnen gezogen — eine wahre Pracht! Und Pfirſiche! ſeht ich übertreibe nicht, aber ſie waren ſo groß, wie meine beiden Fäuſte! Und es hat dem Kloſter ſchweres Geld eingetragen, denn alle hohen Herrſchaften aus der Umgegend und von Baſel, die kauften ihr Obſt bei uns. Und Blumen! ja, Blumen, lieber Herr, hatten wir im Garten, ſo ſchön wie im Paradieſe! Und Pater Hugo's Aurikeli und Nägeli waren wunderſchön und wollten alle Herren und alle Gärtner und alle Klöſter davon haben; und er iſt auch deßhalb mit den Kloſterbrüdern von Ober-Baden in emſigem Verkehr geſtanden. Und ich habe jeden Herbſt manche Tracht Ableger von hier nach Baden und von dort wieder in unſer Kloſter hinunter gebracht.“

„Ihr habt wohl den Pater Hugo recht lieb gehabt, Bruder Wendelin?“

„Und wie wäre es auch anders möglich geweſen, lieber Herr? Seht, wenn die warme Frühlingsſonne ſchien, da ſagte er zu mir: „Spute dich, Bruder Wendelin, und trage unſere Aurikeltöpfe hinaus an die liebe Sonne.“ Und wenn ich's dann gethan, ja, da war's eine Luſt zu ſehen, wie die grünen Blättlein ſich entfalteten und die zarten Knösplein

ſich in die Höhe richteten, als hätten ſie mir ſagen wollen: „Dank, Bruder Wendelin, jetzt wird's uns wohl um's Herz!“ Und ehe Pater Hugo in unſer Kloſter gekommen, da war ich eben, wie die Aurikeli im Winter, in einem finſtern Keller; und wußte von nichts anderem, als Kloſtergänge kehren und Kirchendienſte verrichten, und war mir immer angſt und bange und fürchtete mich ſo vor unſerm Herrgott, und zitterte vor ſeinem heiligen Sakramente wie Eſpenlaub. Aber Pater Hugo ſagte zu mir: Was iſt denn das? Du gehſt ja mit unſerm Herrgott um, als ob er ein böſer Mann und ein Zwingherr wäre, und er iſt doch ein guter Vater, der dich ſo herzlich lieb hat. — Ach, das wird doch wohl nicht ſein, Pater Hugo! Hat doch den armen Wendelin keine Menſchenſeele lieb gehabt, ſeitdem er auf der Welt iſt — nicht einmal Vater und Mutter — denn ich habe ſie nie gekannt und bin als kleines Kind ins Kloſter gekommen. Und der Herr des Himmels und der Erde, der ſollte mich, den ärmſten unter allen Sündern, lieb haben! Nein, Pater Hugo, das iſt gar nicht möglich. — Höre, Bruder Wendelin, wenn wir unſere Aurikeli immer im Keller ſtehen ließen und trügen ſie nie hinaus an die warme Sonne, unter Gottes freien Himmel, meinſt du wohl, daß ſie dann ſo ſchöne, farbige Blümlein bringen und ſo lieblich duften würden? — Bewahre, Pater Hugo, ſie vergeilen ja ohne Luft und Sonne. — So ſieh' zu, Bruder Wendelin, daß deine arme Seele nicht auch vergeile in der finſtern Zelle deiner knechtiſchen Furcht, und trage ſie hinaus an die liebe Himmelsſonne. — Ich begriff aber nicht, wie man ſeine Seele hinaus und an die Sonne tragen könne, und ſah ihn deßhalb ganz verwundert an. Da hat Pater Hugo meine Hand

gefaßt und mit einer Stimme so sanft, als ob sie vom Himmel käme, gesagt: „Die Liebe ist der Seele Sonne, Bruder Wendelin!“ Ja, und dann hat er aus diesem schwarzen Kästlein da, es stand immer auf seinem Tische, eine dicke Pergamentrolle genommen — richtig, jetzt fällt's mir wieder ein — er nannte es das Evangelienbuch und hat mir daraus verdeutscht: „Wie der Herr Jesus so gut und sanft gewesen, wie er die Sünder geliebet hat und uns jetzt vertritt und unser Fürsprecher ist vor Gottes heiligem Richterstuhle.“

„O, lieber Herr! das klang wie himmlische Musik in meinen Ohren, und wenn mir wieder Angst geworden und die Furcht mich übermannt, da tröstete mich der schöne Spruch, den Pater Hugo mich auswendig gelehret: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.“ Hier faltete der gute Wendelin seine Hände, eine große Thräne schlich langsam über seine hagern Wangen und er sprach mit kindlicher Innigkeit: „Ach, Herr Jesu, wie hab' ich nur in dieser Schreckenszeit so ganz vergessen können, daß Du ja auch aus Liebe zu mir am Kreuze gestorben bist!“

Tief ergriffen faßte ich die kalte, welke Hand des guten Bruders und drückte sie herzlich zwischen die meinen.

Er sah mich lange schweigend an, dann sagte er mit freundlichem Lächeln: „Wie ist mir doch so wohl ums Herz geworden, lieber Herr, daß ich euch das alles erzählen konnte; so wohl, wie noch nie seit Pater Hugo's Tode, und Ihr habt mich auch so geduldig angehört. Aber Ihr müßt mir noch den Gefallen thun und dieses schwarze Kästlein mit Euch in Verwahrung nehmen; denn unser Herrgott

hat Euch gewiß deßwegen ganz expreß zu mir in's Kloſter geſchickt."

„Eure Reliquie! Wo denkt Ihr hin, Bruder Wendelin, nein, die müßt Ihr behalten."

„O! nehmt ſie doch, lieber Herr, ich bitte, bitte. Das Evangelienbuch iſt ja lateiniſch geſchrieben, wie Ihr wohl wiſſen werdet, und ich habe Niemand mehr, der es mir verdeutſchen kann. Und es ſind noch andere ſchöne Geſchichten darinnen aus dem alten Geſchlecht der edlen Grafen von Pfirt. Pater Hugo hat ſie mir oft erzählt; und von einem alten Benediktiner, den er ſich freue im Himmel zu treffen, und den er in der Ewigkeit gleich aufſuchen wollte. Nun er iſt jetzt bei ihm, und hat all den Jammer unſerer Zeit nicht mehr erleben müſſen."

„Wie lange iſt's, daß er geſtorben?"

„Gerade fünf Jahre, lieber Herr, es iſt heute ſein Todestag. Und als Ihr mich vorhin, in meiner Todesangſt, ſo ſanft vom Boden aufgehoben und ſo freundlich angeblickt, ja da war mir, als ſei mein lieber Pater Hugo zu meiner Hülfe verjüngt vom Himmel gekommen. Und in ſeiner letzten Stunde, da hat er immer mit dem Finger nach dem ſchwarzen Käſtlein gewieſen, und mir etwas ſagen wollen, das ich aber leider nicht mehr verſtehen konnte. Und nach ſeinem Tode, da hab ich's zu mir genommen und verſteckt gehalten; weil ich immer gefürchtet, es möchte was darinnen ſtehen, darüber ſie ihn noch unter dem Boden anklagen würden. Denn er hat viel leiden müſſen, der arme Pater Hugo! Darum bitte, lieber Herr, nehmt das Käſtlein mit Euch. Ich werde bald von hinnen gehen, und es

wird mir noch im Sterben wohl thun, wenn ich es in Euren Händen weiß."

„He Balthasar!" rief einer meiner Freunde von der Wendeltreppe hinunter, „wo steckst du denn? komm heraus aus deiner finstern Modergruft, an's helle Tageslicht, das Mittagessen ist da."

Wir erhoben uns. Ich nahm nun ruhig den Brief aus der rothen Mütze und bat den Bruder, ihn so bald wie möglich dem Herrn Delille zukommen zu lassen.

„Herzlich gerne, lieber Herr" erwiderte er, steckte den Brief in seinen Busen und drückte mit bittender Geberde das schwarze Kästlein in meine Hände. Wir stiegen hinauf — Bruder Wendelin wurde ganz heiter und gesprächig, ja ordentlich liebenswürdig, selbst mit meinen wilden Kameraden. Er bediente uns beim Mittagessen, und begleitete uns dann über den Musenrain bis auf die Straße von Maria-Stein. Während wir aßen, hatte er das schwarze Kästlein in meinen Tornister gepackt, und als wir mit bewegtem Herzen von einander schieden, standen uns beiden die Thränen in den Augen.

In Basel fand ich Briefe aus Zürich. Meine Friederike war in Oberbaden und beschied mich dahin. Auf dem grünen Mättli, an den lieblichen Ufern der klaren Limmat half sie mir das schwarze Kästlein durchsuchen. Mit heiligem Schauer entfalteten wir die gelben, fast verwitterten Blätter des neuen Testamentes, in zierlicher Handschrift nach der lateinischen Uebersetzung der Vulgata geschrieben. Zwei alte Manuscripte, ebenfalls in lateinischer Sprache, das erste aus dem zwölften Jahrhundert von Pater Arnolffus, und

ein ſpäteres vom Bruder Benedictus geſchrieben, intereſſirten mich ungemein. Ich mußte ſie Friederiken erzählen und ihr verſprechen, mit Zeit und Muße ſie in's Deutſche zu überſetzen und im Druck erſcheinen zu laſſen: „es ſei ſo lehrreich und ergreifend zugleich," ſagte ſie. Auch Pater Hugo's Tagebuch ließ uns einen tiefen Blick in eine ſchöne Seele thun, die redlich gekämpft, nach Wahrheit geforſcht und den Frieden im Worte Gottes und im Glauben an Jeſum Chriſtum gefunden.

„O!" meinte Friederike — „dieſes Kleeblatt frommer Männer, im ſchwarzen Käſtli — wie fühlt man ſich ſo verwandt mit ihnen — und wie wird uns ſein, wenn wir im Himmel die Gemeinſchaft der Heiligen ganz erkennen und empfinden werden?"

Bruder Wendelin, von dem ich viel erzählen mußte, war der Held unſerer kleinen Badegeſellſchaft und der Liebling der Damen geworden. Friederike that den Vorſchlag, ihm eine kleine Freude zu bereiten; ſie ſtrickte zu dem Ende ein hübſches Geldbeutelchen, in das jedes aus der Geſellſchaft ſein Schärflein und die Begüterten manchen Thaler legten; dann wurden im Kloſter, wo man ſich ſeiner noch von Pater Hugo's Zeiten erinnerte, Blumen gekauft, in eine große Schachtel gepackt, nebſt Badener Chräbeli und allerlei anderen Süßigkeiten und Herrlichkeiten. Eine Dame aus Baſel erbot ſich, die Schachtel mitzunehmen und ſicher nach Pfirt an den Ochſenwirth zu ſchicken. Ich ſchrieb an dieſen, um ihm die Schachtel zu empfehlen und fügte noch einige Zeilen an den Bruder Wendelin bei. Wir waren alle über dem Einpacken und Einkaufen glücklich und fröhlich wie die

Kinder geworden und erfuhren auch hier wieder, wie Geben so viel seliger als Nehmen ist.

Das schwarze Kästlein ist aber seitdem meine liebe Reliquie und gleichsam das heilige Grab geworden, dem ich, bis zum großen Ostermorgen, meine schönsten und theuersten Erinnerungen anvertraut; denn glücklich und mit einem Herzen voll froher Hoffnung und Liebe hatte ich Baden verlassen — und wenige Wochen nachher ist meine Friederike am Nervenfieber gestorben — und der Herr hat das ernste Wort zu mir gesprochen: „Du sollst allein durch's Leben gehen.“ Am nämlichen Tage, an dem ich Friederikens Papiere aus Zürich erhielt, kam auch ein Brief vom Ochsenwirth aus Pfirt für mich an. Ich gebe ihn hier wörtlich wieder:

„Meinen Gruß zuvor, Bürger Balthasar!

Und ich thue Euch hiermit zu wissen, daß wir diesen Morgen Bruder Wendelin begraben, und daß er das Zeitliche gesegnet und gestern gestorben ist. Und er läßt Euch noch vielmal grüßen und danken für die Gutthaten aus Oberbaden, und Ihr habt ihm eine rechte Freude gemacht. Und das Geld ist uns gut gekommen, daß wir ihn während seiner Krankheit gut verpflegen konnten, und hat an Nichts Mangel leiden müssen. Und hat gestern früh noch so frisch von der Leber weg mit mir geredet und gesagt: „Ochsenwirth, schickt einen nach Mariastein, es soll ein Bruder mit dem heiligen Sakramente zu mir kommen, ich sterbe bald, denn in dieser Nacht ist mir Pater Hugo erschienen und hat gesagt: „Jetzt, Bruder Wendelin, schüttle den letzten Staub von deinen Füßen und komm mit mir hinauf in's

Paradies, wo noch viel schönere Blümlein sind als auf unsern Bergen!" — und dann hat der Bruder die Hände gefaltet und mit lauter Stimme gerufen: „Gelobt sei Jesus Christ!" worauf ich ein gebührendes: „In Ewigkeit, Amen!" geantwortet. Da war's aus mit ihm und er in Gottes Namen gestorben — und ist eine ehrliche Haut gewesen, der gute Bruder Wendelin!

Und der Herr Delille waren Euch sehr dankbar für den Brief und das Geld, und Ihr habt ihm eine rechte Freude gemacht. Die rothe Wirthschaft kann ja nicht ewig währen, denn der Krug geht zum Brunnen bis er bricht und unser Herr Gott ist eben doch der Meister.

Gehabt Euch wohl, Bürger Balthasar, und kommt bei ruhigeren Zeiten auch wieder einmal nach Pfirt, und ich hoffe, daß es Euch dann besser gefallen wird als an jenem Sonntag, wo alles drunter und drüber gegangen.

Ich verbleibe Euer gehorsamer Diener

Vogelweid, Ochsenwirth."

Jahre sind vergangen, der Tag hat sich geneiget, das Pilgerkleid ist abgetragen und bald darf der müde Wanderer in die Heimath gehen. Ich habe die stillen Abendstunden meines Lebens benützt, um Friederikens Wunsch zu erfüllen, und habe die beiden lateinischen Manuscripte verdeutscht, wie Bruder Wendelin sagen würde; früher hätte ich nicht den Muth und auch nicht die Zeit dazu gehabt. Aber nachdem ich sie übersetzt, mußte ich auch noch erzählen, wie meine liebe Reliquie in meine Hände gekommen — und bin über

dem Erzählen wieder jung geworden. Waren es ja doch die ſchönſten Tage meines Lebens, die ich dort im lieben Baden an Friederikens Seite verlebt; und die Erinnerung daran iſt für mein altes Herz, was die warme Frühlingsſonne für Bruder Wendelins Aurikeli geweſen. Die dürren Blättlein regen ſich und grünen wieder, und die zerknickte Lebensknospe hebt das gebeugte Haupt empor. „Ich lebe, und ihr ſollt auch leben," hat unſer Herr und Meiſter geſagt, und darum tönt's auch jenſeits vom Grabe herüber ſo erquickend wie: Frühlingswehen, Auferſtehen und Wiederſehen!

4.

Ueberſetzung des lateiniſchen Manuſcriptes von Pater Arnolffus.

„Heilige ſie in Deiner Wahrheit;
Dein Wort iſt die Wahrheit!"
Joh. 17, 17.

So geſchrieben anno Domini 1175, im Kloſter zu Veldpach *), von mir, Bruder Arnolffus, vom heiligen Benediktinerorden, und ehemaligem Kaplan der edlen Grafen von Pfirt.

Als anno Domini 1144 Friedrich I., Graf von Pfirt, mit ſeiner Gemahlin, der Gräfin Stephania, und mit ſeinem

*) Das jetzige Feldbach, zwiſchen Altkirch und Pfirt gelegen.

Söhne Ludwig, dem jetzigen regierenden Grafen von Pfirt, zur Ehre Gottes und zum Heil ihrer unsterblichen Seelen das Kloster von Veldpach gestiftet, und durch eine Urkunde den ehrwürdigen Abt von Cluny ermächtiget, dort eine Niederlassung der Brüder vom heiligen Benediktinerorden zu gründen, damit dieselben unter Leitung eines Priors ungestört Gott dienen und zur Verbreitung seines Reiches auf Erden das Ihrige beitragen möchten. —

Da hat mich der hochwürdige Ortlieb, Bischof von Basel, aus dem hochlöblichen Domkapitel besagter Stadt, wo ich als Zögling gewesen, zu den Vätern von Cluny ins Kloster von Veldpach gethan, damit ich dort die Gottesgelehrtheit studiren, und besonders mit den Schriften des Abtes von Clairvaux, jetzt der heilige Bernhard genannt, vertraut werden sollte. Und bin nachher in den heiligen Benediktinerorden aufgenommen, und später, noch bei Lebzeiten des edlen Grafen Friedrichs I., von Gottes- und Rechtswegen zum Kaplan auf dem Schlosse Hohenpfirt ernannt worden.

Und habe auf diesem schwierigen Posten wissentlich und mit Willen nichts geredet und nichts gethan, was ich nicht an jenem großen Tage vor Gottes heiligem Richterstuhle verantworten möchte. Bin aber dennoch gezwungen in meiner großen Schwachheit und von wegen der Sünde, die mir immer noch anklebt, zu bekennen: Daß ich vor den Augen des allwissenden Gottes, der da Herzen und Nieren prüfet, allerdings als ein großer Sünder dastehe; und während ich auf der Herrenburg gehauset, in der Verwaltung meines heiligen Amtes mich oftmals schwer versündiget habe durch Zorn, lieblose und absonderlich unnütze Worte und allzustrenges Richten! Was mir der Barmherzige Gott, um des theuern

Blutes unſeres gekreuzigten Erlöſers, Jeſu Chriſti willen, nicht zurechnen und in Gnaden verzeihen möge! Amen.

Nach dieſem aufrichtigen Sündenbekenntniß will ich alſo, gemäß dem Wunſche unſeres ehrwürdigen Priors, niederſchreiben, warum und aus etwelchen Urſachen ich meines Amtes als Schloßkaplan der edlen Grafen von Pfirt entlaſſen worden, und das Geſchriebene in den Archiven unſeres Kloſters niederlegen. Nicht daß auf unſerem heiligen Orden der böſe Verdacht laſten bliebe, als habe er unſern gemeinſchaftlichen Glauben, „den Chriſtus für uns mit ſeinem „Blute geheiliget, für welchen die Apoſtel und Märtyrer „bis zum Tode gekämpft, und den die heiligen Kirchenväter „mit ſo vieler Mühe und Arbeit verfochten, verfälſcht und „ſei da abgefallen von dieſem allein ſeligmachenden Glauben: „An die heilige Dreieinigkeit, an die Perſon des „Mittlers, an den heiligen Geiſt, an die Gnade „Gottes und unſere gemeinſchaftliche Erlöſung „durch Chriſti blutigen Kreuzestod;“ *) einem Glauben, für welchen ich zu ſterben, und ſelbigen mit meinem letzten Athemzuge vor Gott und Menſchen zu bekennen bereit bin. Amen.

Es hat ſich aber mit der Verwaltung meines heiligen Amtes auf dem Schloße zu Hohenpfirt alſo begeben:

Am Anfang, nämlich ſo lange der alte Graf lebte, da gieng Alles gut, und ich konnte meine Pflicht als Seelſorger und Beichtvater der mir von Gott anvertrauten verſchiedenen Glieder der edlen gräflichen Familie gewiſſenhaft und nach beſten Kräften erfüllen. Denn der alte Graf Friedrich

*) Wilhelm, Abt von St. Thiery, im Jahr 1139.

war ein wackerer Herr und hat ein ritterliches Regiment in seinen Landen und in seinem Hause geführt. Und hatte mir seinen Sohn, den jungen Grafen Ludwig, zur Leitung und zum Unterrichte übergeben. Selbiger aber hatte ein gar schwaches Gemüth und war auch kein Fünklein von des Vaters Kraft und festem Willen, noch von der Mutter raschem Wesen in ihm. Und er mochte lieber über den Büchern sitzen als turnieren, streiten und jagen, und lieber die Feder führen als das Schwert. Das gefiel aber dem alten Grafen gar übel, und er sagte oft zu mir: „Schüttelt mir den Buben auf, Pater Arnolffus, und macht mir keinen Weichling und keinen Mönch aus ihm; denn er muß einst Land und Leute regieren und gegen jede Unbill beschützen und bewahren können."

„Ja, gestrenger Herr," hab' ich alsdann erwidert, „Gott ist eben der Töpfer, und macht aus seinem Thon was Er will. Wir Andern vermögen nicht Holz in Eisen oder Thon in Stahl zu verwandeln. Und so kann ich auch aus dem Junker keinen eisernen Rittersmann und keinen tapfern Krieger oder Haudegen machen, sintemalen ihm unser Herrgott den Sinn und die Kraft dazu nicht gegeben." Aber es gieng doch mit Gottes Hülfe; denn der alte Graf hatte Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, und auch Junker Ludwig besaß einen offenen Sinn für die heiligen Wahrheiten des Christenthums und war geneigt, sich in der Furcht Gottes unterweisen und leiten zu lassen. Aber er war ein wankendes Rohr, von jedem Winde bewegt; und da leider bei dem gräflichen Ehepaare der Wind immer von zwei entgegengesetzten Seiten blies, und gar oft Wirbelwinde und heftige Stürme daraus entstanden, so setzte es manchen harten

Stand mit dem jungen Grafen ab. Abſonderlich wenn der heiße Gluthwind der Mutter das ſchwankende Rohr der jungen Seele hinneigte gegen die böſe Fleiſchesluſt, und das Wohlleben und Hochherfahren und Saus und Braus und Augenluſt! —

Und hat da Graf Friedrich für ſeinen Sohn Ludwig um die junge ſchmucke Gräfin Richenza von Habsburg gefreit. Und Graf Ludwig war über alle Maßen verliebt, und bis in den dritten Himmel entzückt ob dem wunderſchönen Frauenbilde, ſo man ihm aus den guten Schweizerlanden zugeführt. Iſt auch während den Hochzeitsfeierlichkeiten auf dem Schloſſe ein Jubel und Juheija, und Geſang und Klang und Feſtgelage ohn' Ende geweſen. Nach der Vermählungsfeier gieng's aber wieder den alten ordentlichen Gang, und mußten beide Frauen, die Gräfin Stephania und ihre Schnur, in den Schranken bleiben und ſäuberlich herfahren, ſo lange der alte Graf am Leben geblieben. Und wurde dieſem noch die Freude, zwei Enkel auf die Welt kommen zu ſehen; nämlich das liebe Kind Herzelande, das des alten Herrn Augapfel und Troſt und Freude geweſen, und der kleine Junker Friedrich, Erbgraf von Pfirt und Egisheim, welcher der Mutter und Großmutter die Köpfe verdreht und, von beiden um die Wette verhätſchelt und verzogen, ein wahrer Abſalom zu werden verſpricht. Was leider der alte Graf nicht verhindern gekonnt, ſintemalen er des Todes verblichen, als der kleine Bube noch in den Windeln eingewickelt lag.

Und nachdem alſo der alte Graf den Weg alles Fleiſches gegangen, und wir den müden Leib, nach ſeinem Wunſch und Willen, in der Kirche unſers Kloſters zu Veldpach begraben, da ſollte von Gottes- und Rechtswegen ſein Sohn

Ludwig die Grafenkrone tragen und Herr von Pfirt und den umliegenden Landen sein. Und er war auch aufrichtig gemeint in die Fußstapfen seines erlauchten Vaters zu treten, und in christlicher Gottesfurcht seine Länder und Leute zu regieren als Einer, der da weiß, daß er einen Herrn im Himmel hat, einen gerechten Richter, vor dem kein Ansehen der Person gilt!

Bei dem guten Grafen Ludwig heißt es aber in der That und Wahrheit: „Der Geist ist willig, allein das Fleisch ist schwach.“ Und ist von seiner Mutter und seinem schönen jungen Ehegemahl so schlau umgarnt, überredet und, wie Simson von der Delila, in Schlaf gesungen worden, daß er zwar die Grafenkrone auf seinem Haupte trägt, die beiden Frauenbilder aber allein das Regiment führen und schalten und walten nach eigener Willkür und nach ihrem alleinigen Gutdünken. Absonderlich die Gräfin Stephania; denn während ihr Bruder, der alte kinderlose Graf Ulrich von Egisheim, auf dem Siechbette lag und sie voraussah, daß also die Schlösser und Ländereien der Egisheimer sammt all ihrem Reichthum auf den Grafen Ludwig, und nach diesem auf ihren Abgott, den kleinen Teufelsbalg Friedrich kommen würden, ja, da ist kein Aufhaltens mehr gewesen, und ist auf unserm Schlosse Hohenpfirt höher hergegangen als am kaiserlichen Hoflager mit Edelknaben, Edelfräuleins, Minnesängern, Festgelagen, Spielen und Tanzen, Essen und Trinken, Rossen und Wagen, Streiten und Jagen! Und wurde eine gräuliche Hoffahrt getrieben mit kostbaren Geräthen, Kleiderpracht und Geschmeiden von Silber und Gold, Perlen und Edelsteinen, und was des Gezeugs mehr ist.

Als aber Graf Ulrich von Egisheim bald darauf geſtorben und das reiche Erbe wirklich dem Hauſe ſeiner Schweſter, unſerer Gräfin Stephania, zugefallen — da iſt eben der Verſucher zu ihr getreten und hat ſie auch auf einen hohen Berg geführt; nämlich auf den Söller ihres hohen Schloſſes, und hat ihr da das ganze Land umher, vom Rhein bis an die Vogeſen und bis an die fernen Grenzen von Burgund gezeigt, und auch zu ihrem Herzen geſprochen: „Dieſe Macht will ich dir alle geben und ihre Herrlichkeit; denn ſie iſt mir übergeben und ich gebe ſie, wem ich will. Bete mich an, ſo ſoll Alles dein ſein.“

Und die arme Gräfin hat nicht zum Kreuze auf den Heiland geblickt, der ihre arme Seele allein hätte erretten können und ihr die Kraft geben, ein „Hebe dich von mir, Satanas!“ auszurufen; ſondern ſie hat das große Falkenauge wohlgefällig ruhen laſſen auf den Reichen dieſer Welt, die zu ihren Füßen ausgebreitet lagen. „Das alles iſt mein!“ hat ihr ſtolzes Herz dem Verſucher nachgeſprochen ... und ſie hat ihm die Hand gereicht zum unheilvollen Bunde ... und der Pakt war geſchloſſen, der ſie und ihre Nachkommen in's ewige Verderben ſtürzen wird!

Da habe aber auch ich, Pater Arnolffus, mich vom Teufel ſichten laſſen, wie Waizen, und habe ſchwer geſündiget, in der Liebe gefehlet, vergeſſen, welchen Geiſtes Kind ich ſein ſollte; und habe drein geſchlagen mit harten Worten, Drohungen und Schelten über das zucht- und ſittenloſe Weſen — wie der heilige Petrus mit dem Schwert. Und habe die Gräfin Stephania eine hochmüthige, abgöttiſche Jeſabel, und die Gräfin Richenza eine ehebrecheriſche Herodias

gescholten. Und habe absonderlich den Grafen Ludwig hart angegangen; und habe ihm gesagt, daß Gott die Seele seines Söhnleins von ihm fordern werde; und habe ihn bitter getadelt, daß er den Buben durch das Weiberregiment so jämmerlich verziehen und allen bösen Leidenschaften den Zügel schießen läßt; und habe ihn beschuldigt, daß er ein anderer Eli sei, der Mutter, Weib und Kind mehr ehre denn Gott; und hab' ihm noch zuletzt Eli's Schicksal, Strafe und trauriges Ende prophezeit.

Aber, ein hartes Wort richtet Grimm an, sagt der weise Salomon. Item, der Grimm gegen mich unter den hohen Herrschaften war groß und nannten mich spottweise nur Pater Wolfus; und Gräfin Stephania hätte mich unfehlbar sogleich vom Schlosse gejagt und meines geistlichen Amtes entsetzt, wenn dies anders in ihrer weltlichen Macht gestanden und es Graf Ludwig zugelassen hätte. Diesem hatte aber Gott in seiner großen Gnade und Barmherzigkeit ein frommes Täublein in sein Falkennest gegeben, nämlich das Kind Herzelande; das stand da wie eine Rose Sarons unter den Dornen, und war des Vaters Liebling und sein Schutzengelein, daß ihm die bösen Geister nichts anhaben und ihn nicht mit den andern verderben konnten — und er hieng mit ganzer Seele an dem Kinde und das Kind an ihm, und war ein wahrer Gottessegen.

Und ist um dieselbe Zeit Pater Weridon, vom Franziskanerorden, auf's Schloß gekommen. Der besaß Schlangenklugheit, aber leider keine Taubeneinfalt. Und ist gar zierlich aufgetreten, wußte Jedem wohl zu reden, und hat auch gegen mich schön gethan; und wollte mich herumholen von wegen des Streits über die unbefleckte Empfängniß, den

unſere beiden Orden miteinander führen: bin ihm aber ausgewichen und nicht Rede geſtanden. Kurz, er gefiel Allen ſehr wohl, mir aber übel, und habe mich daher wohlweislich immer mehr zurückgezogen. Und bin in dieſer meiner Zurückgezogenheit bei mir ſelber eingekehret; und hat mich da des Herrn Gnade einen böſen Sauerteig in meinem Herzen gewahren laſſen; und hat mir durch der heiligen Einfalt Mund, nämlich durch das Kind Herzelande, ein Sprüchlein ſagen laſſen, das mir tief durch die Seele gegangen, und ich mich meines heftigen Eiferns und Zürnens geſchämt, vor Gott gedemüthiget und um den Geiſt der Liebe gebeten habe.

Da man nämlich im Schloſſe angefangen, gar keine Notiz von mir zu nehmen und zu thun, als ob ich ſchon nicht mehr da wäre, und da die kleine Herzelande gleichfalls ſich ſelbſt überlaſſen blieb, ſintemalen die alte Falkenhenne das Täublein für ein unterſchobenes Ei anſah, das nicht zu ihrer Brut gehörte, ja, ſo kam es ganz von ſelbſt, daß ich oft mit dem Kinde zuſammen war, und ihm viel erzählen mußte, was es beſonders gern hörte, und mir gleichſam die Worte von den Lippen ſog; abſonderlich, wenn ich ihm die ſchönen Hiſtorien aus dem heiligen Bibelbuche und vom Leiden und Sterben unſeres Herrn Jeſu Chriſti, „hochgelobet in Ewigkeit,“ erzählt. Und ſo bin ich denn oft mit dem Kinde auf dem ſteinernen Bänklein geſeſſen — oben beim Schloßbrunnen, den der alte Graf mit ſo viel Mühe und Unkoſten in den Felſen hauen und 115 Klafter tief hat graben laſſen, um friſches Waſſer auf ſeinem Schloſſe zu haben. Und wollte mich ſchier bedünken, als habe Gott auch mich beſtellt, um den harten Fels des menſchlichen Herzens hier oben mit dem lebendigen Waſſer ſeines Wortes

zu begießen; aber weil ich auch mit dem Herrn gehadert wie die Israeliten, und wie Moses gezweifelt an seiner Gnade und großen Barmherzigkeit, so werde es mir darum nimmer gelingen, die mir anvertrauten Seelen einzuführen in das himmlische Kanaan!

Und hatte da über dem steinernen Bänklein in die Mauer ein Schwalbenpaar genistet, zu Herzelandchens herzinniger Freude. Und als das Schwälblein auf den Eiern saß und brütete, da hat es das Kind mit seiner sanften Weise so kirre gemacht, daß es ihm die Futterkörnlein aus den kleinen Händchen pickte. Und Herzelandchen stund oft stundenlang auf dem Bänklein und sah andächtig dem Treiben der Vögelein zu; denn der alte Schloßvogt hatte ihm erzählt, die schönen weiß und schwarzen Schwälblein thäten Leid tragen für den Herrn Jesus Christ, und darum dürfe man sie auch nicht essen und sei Todsünde, wenn man Eines derselben um's Leben brächte. Und als die Jungen aus den Eiern schlüpften, die Alten die Körnlein von Herzelandchens Händlein in ihre geöffneten Schnäbelein steckten, und sie anfingen flügge zu werden und die Flügelein regten — ja, da ist das Kind mit seiner Herzensfreude mir altem Brummbär mehr als einmal um den Hals gefallen und hat ausgerufen: „O, freut Euch doch auch, Pater Arnolffus, daß unsere jungen Schwälblein bald fliegen können!

Und hätte über dem herzigen Mägdlein bald alles Andere vergessen können; und habe mich mit ihm über die Vögelein so gefreut, als sei ich selbst wieder zum Kinde geworden. Und war mir oft, als verstehe ich erst jetzt den Segen der heiligen Kindeseinfalt und des Herrn Wort: „Solcher ist das Himmelreich."

War aber leider noch ein anderes Kind auf dem Schloße, das mich ſchier verleitet hätte, das Wort Gottes Lügen zu ſtrafen. Der kleine Junker Friedrich nämlich war ſo bösartig wie ein kleines Panterthier, und ſo grauſam, als habe er wie die Heidenzwillinge Romulus und Remus eine grimmige Wölfin zur Amme gehabt und ſei nie an einer liebenden, menſchlichen Mutterbruſt gelegen, und hatte eine wahre teufliſche Luſt, wenn er ſeinem guten Schweſterchen irgend eine Freude zerſtören oder es kränken und betrüben konnte. Und als endlich Herzelandchens Wunſch erfüllet und die jungen Schwälblein zum erſten Mal aus dem Neſte geflogen, und das Kind laut gejubelt in ſeiner Herzensfreude, da hat der kleine böſe Bube aufgepaßt wie eine lauernde Katze, iſt über eines der hülfloſen Vögelein hergefallen und hat ihm, unter höhniſchem Gelächter, die Federlein ausgerupfet! Und bin eben dazu gekommen, als die Zofe ſchrie und wehrte, und Herzelandchen zitternd und todtenblaß vergeblich ſich bemühte, das gemarterte Vögelein aus des Jünkerleins blutigen Kainsfingern zu befreien.

Und als ich ihn darob hart angefahren, da hat er mir ein Spottgeſicht geſchnitten und mit den Worten: „Was geht das Euch an, Pater Wolfus!“ das arme zappelnde Gottesgeſchöpflein vor meine Füße geſchmiſſen. — Ja, da hat mich abermalen der Zorn übermannet, habe dem jungen gräflichen Ungethüm eine derbe Ohrfeige gezogen, das Schwälblein aber vom Boden aufgehoben und in den Schloßbrunnen geworfen, um ſeine Marter zu endigen.

Darob hat aber der kleine Junker ein Zetergeſchrei erhoben, ſich auf dem Boden herumgewälzt, wie toll gebärdet

und in einem fort geſchrieen: „O! Großmutter, Großmutter, Pater Wolfus hat mich geſchlagen!“

Und ſiehe, da iſt Gräfin Stephania herangerauſcht in ihrem reichen Seidenkleide, hochroth im Geſicht — hat mich grimmig angeſehen und mit zorniger Stimme gefragt: „Wie habt Ihr Euch unterſtehen dürfen, Pater Arnolffus, Eure Hand gegen unſeren gräflichen Enkel aufzuheben?“

Und hab' ihr ganz gelaſſen den Handel erzählt und hinzu gefüget: „Darum, geſtrenge Frau, ermahne ich Euch im Namen Gottes und Kraft meines heiligen Amtes: „Wenn Ihr den Junker lieb habt und das Heil Eures Hauſes auf dem Herzen traget: „ſo züchtiget den Knaben; denn wer ſeinen Sohn lieb hat, der züchtiget ihn bald; wer aber ſeine Ruthe ſchonet, der haſſet ihn“ — ſagt das heilige Gotteswort.

Und während meiner Rede iſt die Gräfin ganz bleich geworden; und konnte mich nicht enthalten zu bemerken, wie doch der Zorn ein ſo abſonderlicher Färber des menſchlichen Angeſichts ſei, und es in einem Augenblicke karmoiſinroth und wieder ſchneeweiß zu färben vermag! Und hat da Gräfin Stephania der Zofe geboten, den Junker aufzuheben und ins Schloß zu tragen. War aber keine kleine Aufgabe; denn das raſende Knäblein hat ausgeſchlagen wie ein unbändiges Füllen, und biß das arme Dirnlein in die Hände und ſchlug ihm mit geballter Fauſt ins Geſicht. Und als ich hinzugetreten und der zitternden Zofe helfen wollen den Buben zu bändigen..., da hat mich Gräfin Stephania gar unſanft weggeſtoßen, und ausgerufen: „Rühret ihn nicht an, und kommt mir nicht wieder vor die Augen!...“ und hat das Junkerlein ſelbſten auf die Arme genommen und

iſt mit ihm davon gerauſchet, ſo raſch wie ſie gekommen war.

Befand mich nun wieder allein mit Herzelandchen; das ſaß auf dem ſteinernen Bänklein und hatte das andre junge Schwälblein in ſeinem Buſentüchlein verborgen, und die alten Schwalben, nachdem ſie lange verſchüchtert herumgeflattert, ſaßen jetzt dem Kinde eine auf der Schulter und die andre auf dem Köpfchen. Und Herzelandchen ſchluchzte in einem fort, und als ich mich zu ihm geſetzet und es habe tröſten wollen, da hat es mit ſeinem ſanften Stimmlein gefragt:

„Ach, Pater Arnolffus, warum habt Ihr denn das arme gerupfte Schwälblein in den Schloßbrunnen geworfen, wo es hat ertrinken müſſen?“

„Weil es mich erbarmet, Kind. Es war ja ganz ſchrecklich zugerichtet, und wäre Sünde geweſen, es noch länger leben und zappeln zu laſſen.“

„Aber hätte es der Herr Jeſus nicht heil machen und ihm ſeine ſchönen Federlein wieder wachſen laſſen können?“

„Ja wohl, Kind. Nämlich wenn er es für gut befunden; denn Ihm ſind alle Dinge möglich. Aber ich wußte ſchon, daß er es nicht hätte thun wollen.“

„Und warum denn nicht?“

„Wenn ein armes Thier zu Tode gemartert und alſo ohne Noth um's Leben gebracht wird, ſo macht es Gott nicht wieder lebendig. Aber der, welcher die böſe That gethan, wird ſeiner Strafe ſo wenig entrinnen, als jene gottloſen Buben, welche den Propheten Eliſa verſpottet und von den Bären zerriſſen worden.“

„Und wird der Herr nun auch einen Bären ſenden, um den Friedrich zu freſſen?“ fragte Herzelandchen ganz erſchrocken. —

„Dann geschähe ihm nur, was er verdient, und wie er dem armen Schwälblein so boshaft gethan. Elisa fluchte den bösen Knaben im Namen des Herrn. Und der Herr sandte zween Bären aus dem Walde und diese zerrissen die Kinder."

„Aber Ihr habt doch dem Friedrich nicht geflucht? Nein, gelt, Pater Arnolffus, das habt Ihr nicht?"

Und konnte mit gutem Gewissen dem Kinde nicht nein antworten — sintemalen ich es im Herzen schon mehr als ein Mal gethan.

„O! bitte, bitte, fluchet ihm nicht, Pater Arnolffus! Sonst kommt der Bär aus der Wolfschlucht*) und zerreißet ihn, weil er das arme Schwälblein so grausam gemartert, das auch für den Herrn Jesum Leid getragen, wenn es alt geworden wäre."

Und stand da vor dem Kinde in seiner Taubensanftmuth — ich großer, alter Sünder — und der Geist strafte mich und sprach in meinem Herzen: „Segnet und fluchet nicht; denn ich habe dich berufen, Segen zu spenden und nicht den Fluch."

Herzelandchen aber hatte die Hände gefaltet, blickte mich an mit großen Thränen in den Augen und sah aus wie ein Englein, als es mich fragte: „Kann denn der Herr Jesus dem Friedrich seine Todsünde nicht auch vergeben, wie Er dem Schächer am Kreuze vergeben hat?"

„Der Schächer am Kreuze hat Ihn darum gebeten, Kind. Und der Herr vergiebt nur denen, die Ihn darum bitten und ihre Sünden bereuen."

*) Nahe beim Schlosse Pfirt ist eine Schlucht, die heute noch diesen Namen trägt.

„Ach, so wollen wir beten, daß der Herr Jesus den Friedrich seine Sünde bereuen und Ihn um Vergebung bitten lehre, damit er nicht von den Bären gefressen werde.“

„Denkt nur, wie die Großmutter weinen würde, und die Mutter, und der Vater auch! Und wenn wir zwei so recht von Herzen darum beten, so werden wir erhört — das habt Ihr mir ja selbst versprochen, Pater Arnolffus!“

Und ist einer von des Grafen Leuten mit der Zofe zum Brunnen gekommen, die hat ihm das Schwalbennest gewiesen, und er hat selbiges auf Befehl der Gräfin Stephania zerstören müssen. Und als das Nest herunter gerieselt, da sind die alten Schwalben erschrocken davon geflogen; Herzelandchen aber hat sein junges Schwälblein an's Herz gedrückt, sein Gesichtchen in mein Gewand verborgen und mir leise zugeflüstert: „Nun müssen wir auch noch für die Großmutter beten, Pater Arnolffus, damit sie nicht mit dem Friedrich von den Bären zerrissen werde; denn sie hat den Herrn Jesum in seinen lieben Schwälblein betrübet, und eine große Sünde gethan.“ —

Und war es das, welches mich der Geist hatte lehren wollen. Ja, habe da oben geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth, und hätte gerne das Feuer vom Himmel gerufen, um das böse, ehebrecherische Geschlecht zu verderben. Aber beten für die armen, verkehrten Menschenkinder, beten und ringen um die unsterblichen Seelen, mir vom Herrn anvertraut, das hatte ich unterlassen, und stund da vor dem Kreuze des Erlösers, der für die Uebelthäter gebeten und nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe! — Und konnte mit dem zornigen, liebeleeren Herzen nicht mehr richten und verdammen, und

mußte, wie der Zöllner im Evangelio, an meine Bruſt ſchlagen und bitten: Gott, ſei mir Sünder gnädig!

Und hat ſich nach etlichen Tagen begeben, daß mich Graf Ludwig hat rufen laſſen, und zwar durch den Pater Weridon. Dieſer gab mir Worte ſo ſüß wie Honigſeim, und meinte: Der Herr gebe das Amt, und der Herr entſetze auch deſſelbigen; denn der Menſchen Thorheit und Gottes Weisheit thäten die Welt regieren. Ein weiſer Mann aber ſtehe hoch über der Menſchen Gunſt und Ungunſt, und wiſſe in Allem Gottes Finger zu erkennen.

— Item, wußte nun ſchon, was die Glocke geſchlagen und von welcher Seite der Wind eigentlich blies. War auch keineswegs überraſcht, als ich in's Gemach des Grafen Ludwig trat, und eine große Urkunde mit dem biſchöflichen Siegel auf dem Tiſch erblickte. Der Graf aber ſtand mit ſonderlich verlegenem Geſichte vor mir, als Einer, der nicht recht weiß, wie er die Sache einleiten und vorbringen ſoll.

Und Herzelandchen befand ſich bei dem Vater in ſeinem Gemache; zupfte mich ſachte am Kleide, führte mich, auf den Zehen, in die tiefe Fenſterwölbung und zeigte leiſe mit aufgehobenem Fingerlein und freudigem Geſichtchen nach dem hohen Fenſterbogen hinauf — da hatte ihm der alte Schloßvogt ein Körblein angehängt, ein wenig Moos und Flaum hinein gethan, und das junge gerettete Schwälblein darauf gebettet. Und ſiehe, die alten Schwalben flogen ab und zu, und äßten das Junge, „und lehren es nun auch noch recht fliegen, damit es, wenn der Winter kommt, mit ihnen heimziehen kann in das ſchöne, warme Land, von dem Ihr mir erzählt, Pater Arnolffus, wo es ſo gut und herrlich iſt, wie im Paradieſe!“ jubelte Herzelandchen.

Da hat mir Graf Ludwig, der auch hinzugetreten, die Hand gereicht, wie vor Alters her, und mit gerührter Stimme gesprochen: „Es thut mir wahrhaftig von ganzem Herzen leid, Pater Arnolffus.“

„Daß das Kind wohl auch bald heimziehen darf in's himmlische Vaterland, sintemalen es zu gut für diese böse Welt ist und die Rotte Korah, die sich wider den Herrn empört“ — bin ich, wie im Traume, herausgefahren.

Darob ist der arme Graf aber weiblich erschrocken, hat Herzelandchen, das Kind, in seine Arme genommen und ganz verdutzt gefragt: „Wie meint Ihr das, Pater Arnolffus?“

„Verzeiht, gestrenger Herr. Möchte Euch, Gott weiß, kein harter Bote sein; denn Ihr seid mir lieb und das Kind auch. Aber das kann nimmermehr gut enden mit Eurem gräflichen Hause. — Darum sehet Ihr zu. Hier oben auf Eurem Schlosse säet man Wind und kann derohalben nur Sturm ernten.“

„Ihr thut unserer geliebten Mutter Unrecht und mißkennt den frommen Sinn der edlen Frau. Denket nur, wie viele fromme Stiftungen sie schon gegründet, von Eurem Kloster Veldpach an bis auf diesen Tag, wo sie im Begriffe steht, am Fuße unserer gräflichen Burg auf unserem Grundstück Luppach ein Kloster zu erbauen, um es dem heiligen Franziskaner-Orden für die Rekollektenbrüder*) zu schenken.

„Fromme Stiftungen gründen, Kirchen und Klöster erbauen ist allerdings löblich und gut, gestrenger Herr. Können's aber doch nur solche thun, denen der Herr die Mittel dazu, das heißt Macht und Reichthum gegeben — und

*) Frères de l'étroite observance.

darum gebührt auch Gott allein die Ehre davon. Die Kirche aber, die dem Herrn am wohlgefälligsten ist, und die wir Ihm Alle erbauen sollen, das ist die im eigenen Herzen. Dort auf diesem uns anvertrauten Grundstück sollen wir schaffen und ringen, durch Gottes Gnade, einen Tempel zu gründen, der die Wohnung des heiligen Geistes ist. Und wo in einem Hause, sei es auf dem Schlosse oder in der Hütte, ein jedes Glied solch eine geheiligte Stätte Gottes in sich trägt, da geht es auch so still und friedlich zu, wie in den geweihten Klostermauern. Will mich aber nicht bedünken und werdet selbst bekennen müssen, Herr Graf, daß hier auf Hohenpfirt auch keine Spur von diesem geistigen Gottesbau zu spüren ist."

Eine Weile hat da der Graf verlegen zu Boden geblickt und ist mit seinen Fingern in Herzelandchens goldenem Lockenhaar herumgefahren; dann hat er mich mit einem Male ganz barsch also angeredet: „Wißt Ihr auch, daß Ihr und Euer Orden beim Domkapitel zu Basel der Ketzerei beschuldigt worden seid?"

„Das wäre, Graf Ludwig!"

„Ja . . . im Ernst, Pater Arnolffus, man beschuldigt Euch, daß Ihr nicht an die heilige Mutter Gottes glaubt, und ihr nicht die gebührende Anbetung und Verehrung zollt."

„Habt Ihr das weiland von mir in meinem Euch ertheilten Unterrichte, oder erst jetzt vom Pater Weridon erfahren?"

Und wiederum hat Graf Ludwig Herzelandchens Locken zerzauset, daß das Kind laut aufgeschrieen; ist dann schnell aufgestanden wie Einer, der sich Gewalt anthut, zum Tische getreten und hat mir die bischöfliche Urkunde mit den Worten

entgegengeſtreckt: „Noch einmal, Pater Arnolffus, es thut mir leid ... gewiß recht leid ... aber ſo, wie die Sachen jetzt ſtehen, und um der Ehre und des Friedens unſeres gräflichen Hauſes willen ... ſo werdet Ihr leicht begreifen ...“

Begriff nur zu wohl; wollte es ihm aber nicht merken laſſen, und habe ganz gelaſſen gefragt: „Was iſt das für eine Urkunde, und was ſoll ſie mir, Graf Ludwig?“

„Nun, Pater Weridon hat es Euch ja erklären ſollen, weil er eigentlich die Sache viel beſſer verſteht als ich, daß in Folge der ſchweren Anklage, von wegen der Verſündigung gegen die heilige Mutter Gottes, die auf Eurem Orden laſtet ... und auf Begehren meiner geliebten Mutter und theuren Ehegemahlin, die nicht wollen, daß der böſe Ruf der Ketzerei unſer edles gräfliches Haus beflecke ... der hochwürdige Biſchof von Baſel den Pater Weridon, vom rechtgläubigen Franziskaner-Orden, zu unſerem Schloßkaplan auf Hohenpfirt ernannt, Euch aber in allen Ehren Eures bisherigen verwalteten heiligen Amtes entlaſſen hat.“

Und nachdem ich die Urkunde entfaltet, geleſen und wirklich gefunden, daß es ſich alſo verhalte, habe ich ſie wieder auf den Tiſch gelegt und ruhig erwidert: „Daß Pater Weridon, auf Begehren der Gräfin Stephania, an meiner Stelle als Kaplan auf Eurem Schloſſe ernannt und ich meines heiligen Amtes da oben entlaſſen bin, hat allerdings ſeine Richtigkeit, Graf Ludwig. Was aber die vermeintliche Ketzerei unſeres hochlöblichen Benediktiner-Ordens anbetrifft, ſo ſind das faule Fiſche, geſtrenger Herr, und ſteht auch kein Wörtlein davon in der biſchöflichen Urkunde. Auch wiſſet Ihr ja gar wohl, daß der eigentliche Grund meiner Entlaſſung in einer Ohrfeige und in einem zu Tode gemar-

terten Schwälblein liegt, und keineswegs in dem Glauben an die heilige Jungfrau und deren unbefleckte Empfängniß, was absonderliche theologische Spitzfindigkeiten sind, von denen Ihr, Herr Graf, und Eure Frauenbilder nichts verstehen könnt, und also auch nicht befugt seid, darüber ein Urtheil zu fällen."

Und der arme Graf ist vor mir gestanden wie vor Zeiten als kleiner Bube, wenn ich ihn einer Lüge überwiesen, und hat so gedemüthigt ausgesehen, daß Herzelandchen auf den Tisch geklettert, ihm um den Hals gefallen und mich gefraget hat: „Warum habt Ihr denn den Vater so traurig gemacht, Pater Arnolffus?"

„Wollte Gott, Kind, daß es mir gelungen wäre, im Herzen Eures edlen Vaters jene Traurigkeit zu erwecken, die Niemand gereuet, weil sie wirket eine Reue zur Seligkeit" — hab' ich tief gerührt geantwortet, die Hände gefaltet und also gebetet: „Herr Gott, der Du Herzen und Nieren prüfest, und vor dessen heiligem Richterstuhl wir Alle offenbar werden müssen! Siehe, der Fluch der Sünde hängt wie eine schwarze Gewitterwolke schwer über diesem Hause. Wende Du sie weg nach Deiner großen Güte und Barmherzigkeit. Erwecke Du selbst die armen verblendeten Seelen mit Deinem milden Gnadenrufe, damit sie dem Satanas entrissen werden, sich bekehren und leben! Amen."

Und ist da Graf Ludwig bleich und zitternd auf seine Kniee gefallen und hat geweinet wie ein Kind. Und als Herzelandchen neben ihm gekniet, hab' ich meine Hände ausgebreitet über dem Haupte meines Zöglings und seines Kindes, und habe Beide gesegnet im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes — und habe

über sie herabgefleht den Segen und die Kraft aus der Höhe, und den Herrn gebeten, daß er diese beiden unsterblichen Seelen erretten und bewahren wolle vor dem Argen, oder sie lieber gleich jetzt hinwegnehmen möge aus diesem Sündenpfuhl in sein himmlisches Paradies!

Und habe den Staub von meinen Füßen geschüttelt, mein Bündlein geschnüret, den Stab in die Hand genommen und bin frohen Muthes hinabgestiegen von der stolzen Herrenburg in meine stille Klosterzelle, um dort ungestört Gott zu dienen, durch Arbeit und Gebet mich zum seligen Heimgang zu rüsten! Amen.

Aber der Franziskaner Verläumdungen unseres Ordens haben nicht nur unseren Prior und sämmtliche Klosterbrüder, sondern auch mich selbsten gewaltig gewurmet. Und haben oft bis tief in die Nacht hinein miteinander darüber geredet, und uns ernstlich gefraget, ob unser Orden wirklich von solch verderblichem Irrthum befangen und vom heiligen apostolischen Glauben abgefallen sei? Und haben in allen Schriften und Glaubensbekenntnissen der heiligen Märtyrer, Kirchenväter und Concilien überall nur den allein wahren dreieinigen Gott gefunden, und nirgends einen viereinigen: wie es ja heißen müßte, wenn mit dem Vater, Sohn und Geist auch die Jungfrau Eins wäre. So wie auch der Herr geboten zu taufen: Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes — keineswegs aber im Namen der heiligen Jungfrau.

Ja, und will mich schier bedünken, daß, wenn die aufgeblasenen geistlichen Meisterlein sich erkühnen wollen, selbst Götter zu schaffen, wir bald wieder vom seligen Christenglauben ins finstere Heidenthum zurückfallen; und statt dem

Olympus der Götter einen ganzen Himmel voll selbstgeschaffener Heiligen anbeten, und so von Jesu Christo, dem gekreuzigten Weltheiland, abfallen, welcher allein uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung (1 Corinther 1, 30).

Während wir aber alle zusammen so emsig über den Büchern gesessen, und uns absonderlich in die Schriften unseres seligen Abtes Bernhard vertieft, und der Eine dies, der Andere das darinnen zu finden vermeint, ist mir der heilige Augustinus in den Sinn gekommen, der auch nach der Wahrheit geforschet, und dem eine innere Stimme, die da war Gottes Stimme, zugerufen: „Nimm und lies!“ Und was hat er lesen sollen? Etwa, wie wir es jetzt thaten, menschliche Weisheit und menschliche Meinungen und Ansichten? Mit Nichten, sondern Gottes Wort sollte er lesen, das allein die Richtschnur unseres Glaubens sein kann, sintemalen es allein bleibet und ewiglich fest stehet, wenn Himmel und Erde vergehen.

Und habe da in aller Stille bei mir selbst beschlossen, unter Anrufung der Gnade Gottes die heiligen Bücher des neuen Bundes zu lesen, nämlich: die Geschichte der wunderbaren Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi, seines Leidens und Sterbens, seiner glorreichen Auferstehung und Himmelfahrt, und der Gründung und Ausbreitung seiner Kirche auf Erden, wie sie uns der heilige Geist in den vier Evangelien, Akten und Episteln aufgezeichnet, zu unserer Erbauung und Glaubensregel. Alldieweil aber im Worte Gottes der Herr selber zu uns redet, und in dem Wort durch seinen Geist eingehet in unsere Herzen, so sollen wir

dieſes heilige Wort auch nie anders leſen, als nach aufrichtigem Gebet — ja, gleichſam auf den Knien, als vor den Augen und in Gegenwart des allmächtigen Gottes. Und habe mich auch befliſſen, ſo viel ich in meiner großen Schwachheit vermocht, beſagte heilige Bücher in dieſem Sinne zu leſen.

Und während dieſes geſegneten Studiums iſt es Licht in meiner Seele geworden; ich habe die Wahrheit erkannt und gefunden, daß Gott die Liebe iſt! Hat aber Niemand größere Liebe als Der, welcher ſein Leben läſſet für ſeine Freunde!

Du aber, Maria, biſt gebenedeiet, will ſagen hochgeſegnet, unter Allen! Sintemalen dich der Herr zur Mutter ſeines eingebornen Sohnes auserkoren. Und weil du dich der hohen Gnade nicht überhoben, und geglaubet und gehorchet, auch wo du nicht begreifen konnteſt, und ſo ſtille unterm Kreuze geblieben, als das Schwert durch deine Seele gegangen, ſo ſteheſt du in der Kirche für alle Zeiten als reines, heiliges Vorbild der Demuth, des Glaubens und der Liebe da! Ja, ſelig preiſen wir dich, ſelig ſollen dich preiſen alle Geſchlechter auf Erden — aber anbeten nicht; denn dir und uns Allen iſt, im Himmel und auf Erden, nur ein Name gegeben, darinnen wir können ſelig werden: Jeſus Chriſtus, dein „Gott und Heiland“, (Lukas 1, 47), Maria, und mein Heiland und unſer Aller Heiland, hochgelobet in Ewigkeit! Amen.

Und ſo beſchließe und beſiegle ich denn, ich Bruder Arnolffus vom heiligen Benediktiner-Orden, dieſes geſchriebene Zeugniß mit dem allgemeinen chriſtlichen Glaubensbekenntniß der heiligen Apoſtel, Märtyrer und Kirchenväter:

1. Ich glaube an Gott, Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

2. Und an Jeſum Chriſtum, ſeinen eingebornen Sohn, unſern Herrn; der empfangen iſt vom heiligen Geiſte; geboren von der Jungfrau Maria; der gelitten unter Pontio Pilato; gekreuziget, geſtorben und begraben; iſt niedergefahren zu der Hölle; am dritten Tage auferſtanden von den Todten; aufgefahren gen Himmel; ſitzet zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.

3. Ich glaube an den heiligen Geiſt; eine heilige, allgemeine chriſtliche Kirche; Gemeinſchaft der Heiligen; Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben. Amen.

5.

Manuſkript des Bruders Benediktus.

„Dein aber, Herr, unſer Gott, iſt die Barmherzigkeit und Vergebung.“
Daniel 9, 9.

Ich, Bruder Benediktus, vom heiligen Benediktiner-Orden, bin in den erſten Wochen des Jahres der Gnade 1275 in einer kalten ſtürmiſchen Winternacht vom Schloſſe Hohenpfirt herunter geſtiegen, beladen mit einer ſchrecklichen Beichte, deren Laſt mir faſt allzuſchwer für ein armes, ſchwaches Menſchenherz geſchienen. Bin auch nicht in unſere Abtei Lützel zurückgekehrt, ſondern in's Kloſter von Feldpach gegangen, und habe dort dem ehrwürdigen Prior die eben gehörte

Beichte anvertraut, und die darüber verfertigte Urkunde gezeigt; ihn auch um seinen Rath und Beistand gebeten.

Er hörte mich schweigend an, hat das verhängnißvolle Pergament aus meinen Händen genommen und gesagt: „Nur nach ernstlichem, anhaltendem Gebet kann uns klar werden, was wir thun sollen, und wie wir diesem furchtbaren Geheimniß gegenüber uns gegen Gott und Menschen zu verhalten haben“ . . . Dann ist er aufgestanden, hat aus den Archiven seines Klosters die vorliegende Schrift des längst verstorbenen Bruders Arnolffus geholt, und hat mir dieselbe mit den Worten übergeben: „Da nimm und lies! — Und schreibe auf, was du erlebt und erfahren, zur Belehrung, wie der Mensch immer erntet, was er gesäet, Segen oder Fluch für sich und seine Nachkommen, für Zeit und Ewigkeit!“ — Und nachdem ich mit Erbauung und tiefer Erschütterung des frommen Bruders Schrift gelesen, habe ich mich in Demuth gebeugt vor dem allmächtigen Gott, dem gerechten Richter, der ins Verborgene siehet, und habe aus vollem Herzen gebetet, wie zuvor noch nie in meinem Leben: „Bewahre uns vor dem Bösen.“

Um aber das Begehren des ehrwürdigen Priors zu erfüllen, muß ich etwas weit ausholen, und will zuerst niederschreiben, wie ich aus dem Wälschland in's deutsche Reich und in die Abtei von Lützel gekommen bin:

An den Rebhügeln von Burgund wurde ich geboren, einer frommen Mutter einiger Sohn, und von dieser gleich nach meiner Geburt dem Dienst des Herrn geweiht. Hat mich auch, sobald ich ihrer mütterlichen Pflege nicht mehr bedurft, in die Abtei von Clairvaux zu den Vätern gethan. Und vermeinte die gute Mutter, ich sollte Prediger, ja wohl

gar ein berühmter Redner werden, wie der heilige Bernhard gewesen. Hat sich aber die arme Mutter durch ihre Liebe zu mir seltsam verblenden lassen, sintemalen mir Gott die Gabe der Redekunst gänzlich versagt, bin auch viel zu schüchtern und erschrocken, und habe mein Lebtag nie öffentlich auftreten und predigen können. Hingegen die heilige Jungfrau, das Jesuskindlein und die lieben Engel, wie sie mir wachend und träumend vorgeschwebt, o! die hätte ich für mein Leben gern zeichnen und malen gelernt, und habe darum, wenn ich über den Büchern studiren sollte, gar oft das Lernen vergessen und Engelsköpfchen, Heiligenbilder, Blumen und Arabesken auf's Pergament, und mitunter wohl auch auf den Tisch oder an die Wand gezeichnet.

Wie das aber die guten Väter bemerkt, ja, da haben sie mich nach Lützel geführt und beim Bruder Helinandus, der ein großer Meister in der Schreib- und Malerkunst gewesen, in die Lehre gethan. O! das waren die schönsten Tage meines Lebens; denn da war ich in meinem Element und bis in den dritten Himmel entzückt, als ich die schönen Gebilde, welche der Herr vor mein inneres Auge gestellt, mit dem Pinsel in's Leben rufen konnte! Und wenn mir dann Bruder Helinandus sagte: „Das hast du gut gemacht, Benediktus, schau, das paßt gerade auf dieses oder jenes Blatt unsres heiligen Bibelbuches" — wer war dann glücklicher als ich? Und wie hab' ich's Gott und den Vätern gedankt, daß ich in unserer stillen Zelle bleiben und Bruder Helinandus helfen durfte an seinen schönen Kunst- und Meisterwerken.*)

*) In der Revolution kam eine dieser Prachtbibeln nach Delsberg, wo sie ein Einwohner des Städtchens um 24 Batzen gekauft; 1820 verkaufte er sie an einen Juden um 12 Louisd'ors, dieser

Er ist längst heimgegangen, der kunstfertige Bruder; ist durchgedrungen zum Schauen der himmlischen Schönheit, die ihm hienieden vorgeschwebt, und die er nun im Glanz ihrer ewigen Herrlichkeit bewundern und anbeten darf. Ich aber bin alt geworden; und nachdem ich mit Gottes Hülfe Bruder Helinandus' letztes Werk vollenden konnte, meine Augen sich verdunkelt und die deutsche Sprache mir geläufig geworden — ja, da hat mir der Herr einen härtern Dienst auferlegt, als die schönen Gebilde auf's Pergament zu malen; mußte Beichtvater werden und manch tiefen Blick in das arme, sündige Menschenherz thun!

War am Begräbnißtag des Grafen Ludwigs, den sie den „Grimmel" nannten, als ich nach Feldpach gemußt, um dort das Hochamt feiern und die Messen lesen zu helfen, welche die verwittwete Gräfin Edeltrude für ihren Gemahl halten ließ. Und nachdem die Todtenfeier vorüber, sie den Sarg in die Gruft gesenkt und die Kirche leer und stille geworden, da bin ich lange vor einem alten Gemälde stehen geblieben, auf dem der Herr am Kreuze zwischen den beiden Schächern gemalt ist, und habe mich beim Anschauen desselben in die Verstockung des einen Sünders, die Buße und den Glauben des Andern, und in die unendliche Liebe und Barmherzigkeit des Herrn vertieft, da hörte ich auf einmal einen Seufzer, einen so tiefen, schauerlichen, daß ich mich erschrocken umgewandt — und einen greisen Rittersmann erblickte, der mit seinen großen Augen mich grauenhaft

---

einem Basler Antiquar um den doppelten Preis; später hat Charles X. 60,000 Franken dafür geboten; jetzt ist sie im Besitze des „britischen Museums". (Siehe: „Esquisses historiques de l'ancien comté de Ferrettes", par Ch. Goutzviller.)

anſtarrte, mit dem Finger auf den Schächer zur Rechten gewieſen und mit hohler Stimme gefragt: „Hat der dort noch in ſeiner letzten Stunde Gnade gefunden?“

Eh ich aber antworten konnte, rief eine ſanfte Stimme: „Vater, lieber Vater!“ und ein Frauenbild, ſo zart und züchtig, wie eine Erſcheinung beſſerer Welten, iſt auf den Ritter zugeeilt, hat ſeine beiden Hände gefaßt und freundlich geſagt: „Gottlob, Ihr ſeid da, mir war ſo bange um Euch!“

„Hat der dort noch Gnade gefunden?“ wiederholte der alte Mann mit einem Blick, als ob er mich durchbohren wollte.

„Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein! hat der Herr auf ſeine Bitte geantwortet, und, lieber Herr, heute mit Ihm, und im Paradieſe — kann es wohl eine größere Gnade und eine höhere Seligkeit geben?“

„Ihr glaubt alſo, daß man für alle Sünden, wie groß ſie auch ſein mögen, Vergebung erlangen kann?“

„Ja, lieber Herr, ſo gewiß als der Herr am Kreuze für uns geſtorben iſt. Vorausgeſetzt nämlich, daß wir unſere Sünden aufrichtig bereuen, bekennen und Buße thun.“

„Buße thun, büßen? — O! es brennt ja da innen wie hölliſche Feuerglut, die keine Buße zu dämpfen vermag!“

Und wieder hat die Jungfrau gerufen: „Vater, lieber Vater!“ ſo ſanft und tröſtend, und hat den verſtörten Ritter mitleidig angeblickt.

„Biſt du es, Adelheid?“ fragte der Vater, wie aus einem böſen Traum erwachend; dann zu mir ſich kehrend: „Ja, was ich Euch eigentlich fragen wollte: Herr Pater, meint Ihr, daß der, den ſie heute begraben, Vergebung ſeiner großen Schuld gefunden? Einer Schuld, die er achtunddreißig Jahre lang, unſtät und flüchtig, mit ſich herumgetragen?“

„Graf Ludwig der Grimmel? Weiß ich doch nicht, was er gethan, Herr Ritter.“

„Wie, Ihr wißt nicht, was der Grimmel, der Vatermörder, gethan?“

„Vatermörder!“ wiederholte ich entsetzt, und es überlief mich kalt wie Eis.

„Vater, wir müssen uns zum Heimgange rüsten,“ sagte die holde Jungfrau wie ablenkend.

„Hast Recht, mein Kind. Wie ist Euer Name, Herr Pater, und wo kann man Euch nachfragen? Könnte sein, daß ich früher oder später Eurer bedürfte.“

„In der Abtei von Lützel, Herr Ritter. Bruder Benedictus, der Wälsche, nennt man mich dort.“

Und als die Beiden mit freundlichem Gruße sich entfernt, da ist die alte Brigitte, eine liebe, treue Seele, aus ihrem Betstuhl getrippelt, und hat gesagt: „Wißt Ihr auch, Bruder Benedictus, wer der Ritter gewesen, mit dem Ihr soeben gesprochen?“

„Wie sollte ich, Brigitte? Seitdem ich mit der Außenwelt verkehren muß, hat mich der Herr an die Armen und Niedrigen gewiesen, und habe mich nicht um das Thun und Lassen der großen Herren auf ihren Schlössern bekümmert. Aber wer der Ritter auch sein möge, er erbarmt mich; denn er scheint einen finstern Geist und ein krankes Herz zu haben.“

„Es ist der Graf Ulrich von Pfirt, dessen ältesten Bruder Ludwig, der Grimmel genannt, sie heute begraben haben.“

„Was ist's mit diesem Grimmel? Der Graf hat vorhin ein fürchterliches Wort über ihn ausgesprochen. Was hat er gethan?“

„Vor achtunddreißig Jahren in einem Anfall von Wuth

seinen Vater ermordet, wie sie sagen, und ist seitdem geächtet herumgeirrt. Er war mein Milchbruder, denn meine Mutter selig ist seine Amme gewesen, und ich habe als Kind auf dem Schloßhofe oft mit ihm gespielt. Er war sonst ein gutes Herz, besser als der Andere — aber wenn der Zorn über ihn kam, ja, da war er ganz besessen vom Bösen und wußte nicht mehr, was er that. Ist auch deswegen von früher Jugend auf der „Grimmel" genannt worden."

„Wie kommt aber ein Geächteter, ein öffentlich anerkannter Vatermörder zu solch ehrenhaftem Begräbniß?"

„Er ist ehrlich gestorben, Bruder Benediktus, und in Hagenthal bei seiner Gemahlin, der Gräfin Edeltrude, die ein wahrer Engel an ihm gewesen, mit den heiligen Sakramenten der Kirche versehen worden. Der Papst hat auch vor vielen Jahren, als der Grimmel todtkrank in Italien gelegen, den Kirchenbann gelöset, den er vier Jahre früher über den Vatermörder ausgesprochen. Und der Grimmel hat damals dem heiligen Stuhl alle seine Ländereien geschenkt, und seiner Gemahlin nur Hagenthal und Dirlinsdorf verschrieben. Für sich selber hat er nichts behalten, konnte es auch nicht, denn die Reichsacht ist bis zu seinem Tode auf ihm gelegen."

„Woher wißt Ihr das Alles so genau, Brigitte?"

„Von meiner Mutter und Großmutter, die Beide Ammen auf dem gräflichen Schlosse gewesen, und nachher noch viele Jahre bei den hohen Herrschaften gedient. Ach, ich weiß noch gar Vieles, das meine Mutter selig mit in's Grab genommen, und das ich Euch gerne vertrauen möchte, wenn Ihr mich anhören wollt, Bruder Benediktus."

„Von Herzen gerne, Brigitte; denn der unglückliche, von

ſeinem Grimme verführte Todte, und ſein unheimlicher Bruder, der nicht minder von einem böſen Geiſte beſeſſen ſcheint, und vor Allem Gräfin Adelheid mit dem trauernden Engelsgeſichtchen, flößen mir wahrhaftes Mitleiden ein.“

„So kommt dieſen Abend zu mir, Bruder Benediktus; denn hier könnten die Wände Ohren haben, und was ich Euch vertrauen will, iſt gleichſam eine Beichte, eine Bürde, von der ich mich entledigen möchte, bevor mein letztes Stündlein ſchlägt, was ja heut oder morgen geſchehen kann.“

Und als ich mich Abends in Brigittens Hütte verfügt, welche am Wege zwiſchen Veldpach und Pfirt liegt, und mich zu ihr an den Herd geſetzt, da hat ſie mir folgendes erzählt:

Zur Zeit des Großvaters von unſern beiden Grafen, Ludwig und Ulrich, da ſind die von Pfirt von den Mächtigſten im Reiche geweſen, ſind aber ſeitdem gewaltig herunter und um Land und Leute gekommen, ſo daß jetzt Graf Ulrich ſelbſt ſein Stammſchloß Hohenpfirt vom Biſchof von Baſel nur zu Lehen trägt. Meine Großmutter iſt Amme der Gräfin Herzelande geweſen, die als Aebtiſſin vom Kloſter Sankta Klara in Baſel geſtorben iſt, und deren leibhaftiges Ebenbild die Gräfin Adelheid ſein ſoll, verſicherte meine Mutter ſelig, die mit der Gräfin Herzelande aufgewachſen und ſie wie eine Heilige geliebt und verehret hat. Kommen auch alle frommen Stiftungen für die Armen in der Grafſchaft von der guten Herzelande her; und das Brod, das ich wöchentlich vom Kloſter Veldpach erhalte, um es den Nothdürftigen zu ſpenden, iſt auch von ihr. Aber ihr Bruder, Graf Friedrich II., der Vater unſerer Grafen, der iſt gerade das Gegentheil ſeiner ſanften Schweſter geweſen, und ſchon als Kind ein böſer, gottloſer Bube, der Menſchen und Thiere

gequält, den Vögelein lebendig die Federn ausgerupft, den Falken die Augen ausgeſtochen und die Jagdhunde mit Peitſchenhieben halb todt geſchlagen hat. Ja, es hieß ſogar, ſeine Großmutter, die Gräfin Stephania, die ihn grenzenlos verzogen hat, habe einen alten, frommen Kaplan vom Schloſſe gejagt, weil dieſer den kleinen Junker züchtigen gewollt, und ihr den Fall ihres Hauſes vorausgeſagt. Der Fall iſt aber doch gekommen, und zwar mit gar ſchnellen Schritten.

Ja, es gieng eben, wie es konnte, und Graf Friedrich iſt in ſeinem ſtolzen Uebermuthe ſo frech drein gefahren, als ob kein Gott im Himmel wäre; hat weder Hohe noch Niedere geſchont und alle Schranken durchbrochen. War, wie ſchon geſagt, in meiner Kindheit oft auf dem Schloſſe; der Grimmel gerieth wohl häufig in Zorn, aber wenn man ihm aus dem Wege gieng und ihn austoben ließ, ſo war er wieder die beſte Seele von der Welt. Der Junker Ulrich hingegen iſt von jeher ein rechter Duckmäuſer geweſen, hat den armen Grimmel hinten herum aufgehetzt, zu manchem ſchlechten Streich verleitet, ihm manche böſe Suppe eingebrockt, und nachher ſo unſchuldig dreingeſehen, als habe er kein Wäſſerchen getrübt.

Als die Söhne herangewachſen, da hat es auf dem Schloſſe Streit und Hader genug gegeben, und wenn der Grimmel und ſein Vater gegenſeitig in Zorn geriethen, ſo ſind ſie oft fürchterlich aneinander geſtoßen. Endlich iſt es auch zu einem gänzlichen Bruch zwiſchen Beiden gekommen. Der Grimmel iſt mit ſeiner Gemahlin auf's Schloß Egisheim gezogen, hat Niemand von den Seinen mehr ſehen wollen und mit ſeinem Vater in offener Fehde gelebt. Graf Ulrich

aber ist auf Hohenpfirt geblieben, hat dem stolzen Vater geschmeichelt, Oel in's Feuer gegossen, statt zu vermitteln und zu versöhnen; und man hat ihm damals nachgesagt, er gehe damit um, das Erbrecht des Erstgebornen zu erschleichen.

Graf Friedrich aber hat wegen Ländereien im Welschland mit dem von Thun, Bischof zu Basel, Streit überkommen, weil dieser behauptet, die Ländereien gehören dem Bisthum und nicht den Grafen von Pfirt. Und als der Bischof mit vielen Domherren und Kaplanen auf prächtigen Rossen, mit kostbaren Wagen und glänzendem Gefolge nach Altichilcha (Altkirch) gekommen, um in der Gegend Firmelung zu halten; da ist Graf Friedrich mit seinen Reisigen und Lanzenknechten über den Bischof hergefallen, und hat ihn mit seinem ganzen Gefolge auf dem Schlosse von Altichilcha gefangen gesetzt, sich der Rosse, Wagen und Kostbarkeiten bemächtigt, und alles Uebrige seinen Kriegsleuten zur Beute gegeben. Den Bischof aber hat er gezwungen, eine Urkunde auszustellen, worinnen er gänzlich auf die bestrittenen Ländereien verzichtet, und dieselbe mit einem heiligen Eide besiegeln mußte.

Als aber der Bischof, nach schwerem Lösegeld, wieder frei geworden, da hat er wegen der erlittenen Unbill unsern Grafen beim Papst und beim Reich verklagt. Und hat deßwegen der Landgraf Albrecht von Habsburg in Meyenheim einen Gerichtstag gehalten, wo unser Graf zu schwerer Buße verurtheilt worden. Denn nicht nur mußte er dem Bischof das Lösegeld und alle ihm geraubten Kostbarkeiten wieder erstatten, für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeiten auf die bestrittenen Ländereien verzichten, und noch viele

andere an das Bisthum abtreten, sondern er hat sich auch der Schmach unterwerfen müssen, den Harnescar zu tragen und in Basel barfuß, in härenem Bußgewande und mit geschorenem Haupte, mit seinem ganzen Hause, all' seinen Leuten und Waffenknechten vom Spalenthor bis zum Münsterplatz durch die Stadt zu ziehen; vor dem Münster mußte er niederknieen, sein Bußgebet verrichten und sich zu dreien Malen vor dem Bischof niederwerfen, ihn seines erzwungenen Eides entledigen und um Gnade und Vergebung bitten — worauf ihn dann der Bischof aufgehoben und ihm den Friedenskuß gegeben hat.*)

Ja seht, Bruder Benediktus, es war anno 1232, vor achtunddreißig Jahren, und gedenkt mir noch, als ob es erst gestern gewesen! Weil der Frevel in Altichilcha verübt worden, so mußten auch alle Einwohner, Mann und Weib, nach Basel, im Bußgewande, mit der Prozession ziehen und im Münster auf dem Altar unserer lieben Frauen opfern. Bin mit meiner Mutter selig auch mitgezogen, und werde mein Lebtag das aschgraue, grimmige Gesicht des alten Grafen nicht vergessen: „Der muß auf dieser Welt schon anfangen seine Hochmuthssünden zu büßen," hat meine Mutter damals gemeint.

Der Grimmel aber hat nach seiner Art und Weise gelärmt und gepocht, öffentlich über das Landgericht in Meyenheim und über seinen Vater geschimpft und laut erklärt: „Er kümmere sich keinen D...k um den Urtheilsspruch und die Baseler Buße, und wenn er, Ludwig, einmal Herr von Pfirt und Egisheim sei, so wolle er dem Bischof ein ander

*) Geschichtlich wahr.

Liedlein vorſingen, die Schmach ſeines Hauſes rächen und die abgetretenen Ländereien ſchon wieder zu erlangen wiſſen. Er fürchte weder Kaiſer noch Papſt," und was dergleichen Unſinn mehr war. Darum ſtund aber auch ausdrücklich in der Meyenheimer Urkunde: „Graf Friedrich ſei verpflichtet, ſeinen Sohn Ludwig dahin zu vermögen, daß auch er ſich gutwillig den vorgeſchriebenen Bedingungen unterwerfe, und nach ſeines Vaters Tode getreulich zu erfüllen verſpreche. Widrigenfalls aber ſollte Graf Friedrich, ſeine Gemahlin, Kinder und Kindskind mit dem Bannfluch belegt und von der heiligen Kirche und ihren Sakramenten ausgeſchloſſen werden."

Wie ſollte aber der Grimmel dazu bewogen werden? Hatte er doch geſchworen, er wolle weder ſeinen Vater noch ſeinen Bruder Ulrich mehr ſehen — aber nachdem es der Habsburger mehrere Male vergeblich verſucht, iſt ſeine Tante, die Aebtiſſin Herzelande, mit ſeinem jüngern Bruder Berchthold, dem nachmaligen Biſchof von Baſel, nach Egisheim gekommen; und durch ihren frommen Zuſpruch hat ſich der Grimmel endlich bewegen laſſen, in eine Zuſammenkunft mit ſeinem Vater und ſeinem Bruder Ulrich zu willigen. Es war im Herbſt des nämlichen unglücklichen Jahres 1232, und die Drei ſind auf einem Schloſſe, deſſen Name mir entfallen, in der Nähe von Egisheim zuſammen gekommen.

Was dort geſchehen, weiß eigentlich Keiner recht, weil außer dem Landgrafen die andern Zeugen alle lauter Glieder der gräflichen Familie waren, die es Niemand erzählt haben. Aber meine Mutter, die ſich im Dienſte der Gräfin Edeltrude auf dem Schloſſe befand, ſagte, es ſei ein fürchterliches Zuſammentreffen geweſen, und der Grimmel in ſolche

Wuth gerathen, daß ihn sein Bruder Berchthold und der Habsburger gewaltsam aus dem Rittersaal entfernt und auf sein Zimmer gebracht, wo sich bald nachher die Gräfinnen Herzelande und Edeltrude zu ihm gesellt. Und wie er nun war, wenn er ausgeraset, auf den Abend soll er ganz ruhig geworden und seiner frommen Tante und Gemahlin alles mögliche Gute versprochen haben.

Am andern Morgen aber war eine schreckliche Verwirrung auf dem Schlosse. Der alte Graf Friedrich lag ermordet in seinem Bette und Graf Ulrich soll sich ganz untröstlich geberdet und laut den Grimmel des Vatermordes beschuldigt haben! Waren leider auch alle Anzeichen gegen ihn, denn er hatte Tages zuvor in seiner Wuth seinem Vater gedräut, ihn eher zu tödten, als sich zwingen zu lassen, in die Abtretung der Ländereien zu willigen. Genug, es wurde ein zweites Landesgericht in Meyenheim gehalten, der Grimmel als Vatermörder anerkannt und geächtet, seines väterlichen Erbes verlustig erklärt und sein Bruder Ulrich an seine Stelle zum rechtmäßigen Erben und Herrn von Egisheim und Hohenpfirt ernannt.

Ach, heute, als sie das Hochamt gehalten und eine Seelenmesse gelesen, ja, da war mir, als befände ich mich wieder, wie vor acht und dreißig Jahren, bei der Leichenfeier des alten, ermordeten Grafen und höre noch ein Mal den furchtbaren Kirchenbann über den armen Grimmel aussprechen, und das „Verflucht sei er!“ welches die Klosterbrüder alle Mal auf deutsch wiederholten und das mir fast das Herz zerrissen; denn er ist ja mein Milchbruder und mir herzlich lieb gewesen, trotz seiner unglücklichen Raserei!

„Wie hat sich aber der Grimmel zu dem allem verhal-

ten?“ fragte ich nach einer langen Pauſe die gute Brigitte, die in ihre Erinnerungen vertieft, den Kopf in die Hände geſenkt, ſtille vor ſich weinte.

„Er iſt unſchuldig verdammt worden, denn er hat ſeinen Vater nicht ermordet — Nein, Bruder Benediktus, er hat es nicht gethan! Darauf iſt meine Mutter ſelig geſtorben und hat das heilige Sakrament empfangen. Seht, ſie wußte es wohl, denn der Grimmel iſt an jenem Abend, wie allemal wenn er ausgetobt, feſt eingeſchlafen, und meine Mutter, die auf Begehren der Gräfin Edeltrude die ganze Nacht an ſeinem Bette gewacht, hat noch in ihrer letzten Stunde vor Gott bezeuget: „daß er nie aufgewacht und noch geſchlafen habe, als der Lärm über die Ermordung des alten Grafen im Schloſſe losgegangen.“

„Warum hat ſie es aber nicht gleich damals bezeuget, als der Mord geſchah?“

„Man hat ihr nicht geglaubt, ja man wollte ſie gar nicht anhören und ſagte, als ehemalige Amme des Grimmel's könne ihr Zeugniß zu ſeinen Gunſten gar nicht angenommen werden. Unglücklicher Weiſe hat man ſpäter, als man des Grimmel's Gemach durchſucht, einen blutigen Dolch in der Aſche des Kamins verſteckt gefunden, und da half alles nichts mehr, er mußte der Mörder ſein.“

„Aber wer iſt es denn ſonſt geweſen?“

„Ja, das weiß nur der gewiß, der in's Verborgene ſieht und vor dem alle Dinge offenbar ſind. Meine Mutter,“ hier blickte Brigitte ſcheu umher, um ſich zu überzeugen, daß uns Niemand hören könne, und ſagte dann mit gedämpfter Stimme: „Meine Mutter hat in der erſten Verwirrung auf dem Schloſſe Einen aus des Grimmel's Gemach ſchleichen

ſehen, der gar wohl den Dolch ins Kamin hatte verbergen können und der vielleicht ſelbſt der Mörder geweſen."

„Und wer war dieſer Eine?"

Brigitte ſagte mir leiſe einen Namen in's Ohr, der mich mit Schauder erfüllte, und fuhr dann alſo fort: „Seht, Bruder Benediktus, das iſt das furchtbare Geheimniß, deſſen ich mich vor meinem Tode noch habe entledigen wollen. Der arme Grimmel iſt nun todt und ſteht vor ſeinem ewigen Richter, der gerechter richtet als die Menſchen, aber es thut mir wohl, wenn eine fromme Seele weiß, daß er auf Erden unſchuldig verdammt worden, und mir für ihn beten hilft."

Und als ich nun in der ſtillen Nacht den einſamen Weg nach unſerer Abtei gegangen, ach, da war es mir, als ob mit Brigitten's Beichte ſich auch auf meine Seele eine ſchwere Laſt gewälzt; ich meinte, die zerfallene Geſtalt des Grafen Ulrich wandle neben mir, und ſein ſchauerliches: „Hat der dort noch Gnade gefunden?" wieder zu hören, und ich rief laut: „Herr, Herr, Du weißt es!" und blickte bittend gen Himmel, wo die Sterne ſo hell und freundlich glänzten, wie in der heiligen Weihnacht, als das Chriſtkindlein uns geboren worden und die lieben Engel „Frieden auf Erden" geſungen. Frieden! und ich muß an die arme Gräfin Adelheid denken und wie viel dieſe zarte Seele leiden müſſe neben dem friedloſen, ſchuldbewußten Vater! Ja, und wenn ſchon für uns arme, ſündige Menſchenkinder die Sünde ſo fürchterlich iſt, wenn ſie uns unverhüllt entgegentritt in ihrer wahren Schreckensgeſtalt — o! was mußt Du empfunden haben, mein Herr und mein Gott, als Du die Sündenlaſt der ganzen Welt auf Dich genommen und am Kreuze gebüßet, Du:

„Sohn des Vaters, Herr der Welt,
Jesu Christ! Du bist gekommen,
Hast, zu sein das Lösegeld,
Knechtsgestalt an Dich genommen,
Gabst Dich hin bis an das Grab,
Brachst dem Tod den Stachel ab."

Ambrosius, Te Deum.

— wie der heilige Ambrosius so schön gedichtet hat; und indem ich den ganzen Lobgesang aus voller Seele gesungen, ist es auch in mir wieder still und immer stiller geworden.

Bald darauf hat Graf Ulrich einen Boten nach unserer Abtei gesandt und mich auf Hohenpfirt beschieden lassen, und ich bin mit gar schwerem Herzen dem Rufe gefolgt und auf die stolze Herrenburg gestiegen. Zwei holde Kinder, gar schön und lieblich von Angesicht, spielten auf dem Schloßhofe in den milden Strahlen der Herbstsonne; es waren die Kinder des Erbgrafen Theobald. Ich gab den Kleinen einige Heiligenbilder und erfuhr bald, daß der Knabe Ulrich heiße, wie der Großvater, und das kleine Mädchen Herzelande, wie die Tante Aebtissin, die aber schon lange im Himmel sei und für die Kinder des Hauses bete, habe Tante Adelheid erzählt.

Nun kam Gräfin Adelheid; freudig sprangen ihr die Kinder mit den geschenkten Bildern entgegen; sie dankte mir freundlich, indem sie mich willkommen hieß, und sagte dann seufzend: „Der Vater ist krank, sehr krank, Bruder Benediktus, der verlangt nach Euch und Gott gebe, daß Ihr seinem gequälten Gemüthe Trost und Frieden bringen könnt!"

„Das kann eben nur Gott alleine, gnädige Gräfin; aber wir wollen vereint zu ihm beten, daß er es thun wolle nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit!“

Sie sah mich an mit einem trauernden Engelsblick und große Thränen entfielen ihren Augen. Dann führte sie mich zu ihrem Vater. Auf der Wendeltreppe blieb sie plötzlich stehen, faßte meine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Bruder Benediktus, ich fürchte — ich glaube, der arme Vater hat eine große Schuld auf dem Gewissen, eine nie bekannte, ungebüßte. Dringet auf das Bekenntniß derselben und erleichtert ihm die schwere Beichte!“

Im Gemach des Grafen traf ich seinen Sohn Theobald, der mir sehr gut gefiel. Der Graf selbst lag auf seinem Siechbette, ein wahres Jammerbild! Sie sagten, er habe mich mit großer Ungeduld erwartet, oft gefragt: „ob ich denn noch nicht da sei?“ und nun ich da war, schien ich ihm doch zu früh gekommen. „Seid ihr es, Bruder Benediktus?“ sagte er mit jener hohlen, unheimlichen Stimme, die mich schon in der Kirche bei des Grimmels Begräbnis so tief erschüttert — „ich habe mit Euch zu reden, fühle mich aber wirklich jetzt zu schwach dazu. Bleibt unterdessen auf dem Schlosse. Unser Kaplan ist beim Bischof in Basel in wichtigen Geschäften festgehalten, und in meiner schweren Krankheit fühle ich das Bedürfniß, einen Diener der heiligen Kirche in meiner Nähe zu haben.“

Mir fehlt wahrlich der Muth, die langen Monate zu beschreiben, die ich auf Hohenpfirt zugebracht. Es sind bange Tage und oft schreckliche Nächte gewesen, die ich mit Gräfin Adelheid am Bette ihres kranken Vaters durchwacht. Und wenn ich den armen, von seinen Gewissensbissen gefolterten

Grafen in seiner Todesangst verzweifelnd vor mir liegen sah, ja, da habe ich verstehen gelernt, welche Qualen der Herr gemeint, als er uns „vor dem Wurme, der nicht stirbt, und vor dem Feuer, das nicht erlischt," gewarnt hat. Wir beide, Gräfin Adelheide und ich, wir wußten, welch schreckliches Verbrechen auf dieser armen Seele lastete; ich hatte es durch Brigitte erfahren und sie durch die Anfälle von Schwermuth und die wilden Phantasieen, die in der letzten Zeit über den Grafen gekommen, zuerst geahnt und endlich errathen müssen. Mit dieser Entdeckung ist aber ein Schwert durch ihre zarte Seele gegangen und sie hat recht eigentlich mit Gott gerungen, um das Heil ihres unglücklichen Vaters zu erlangen. War mir vergönnt, manch tiefen Blick in ihr edles Herz zu thun, denn sie schloß mir mit kindlicher Innigkeit ihr Inneres auf, und wenn das Gericht der Verstockung nicht über den armen Grafen gekommen und er in seiner letzten Stunde noch Reue gefühlt und um Gnade und Vergebung gefleht — O! so hat er es gewiß dem Gebet und der Fürbitte der frommen Tochter zu danken, die der Herr nach seiner unendlichen Barmherzigkeit ihm an die Seite gestellt, wie einst seinem Großvater das liebe Kind, Herzelandchen, von dem Pater Arnolffus erzählt.

Und so sind auch für mich und die arme Gräfin Adelheide in diesen bangen, düstern Tagen der kleine Ulrich und sein herziges Schwesterchen Herzelande ein wahrer Trost gewesen, und wenn wir oft so trübe und erschöpft aus dem Gemach des unglücklichen Kranken in den Rittersaal getreten, ja, da sind uns die lieben Kinder wie tröstende Engelein entgegengeeilt, haben uns zum Kaminfeuer gezogen, wo wir mit ihnen spielen und Heiligenlegenden erzählen

mußten — und unter dem Plaudern und Koſen der unſchuldigen Kleinen hat es uns angeweht wie reine, erquickende Himmelsluft und wir athmeten leichter aus der beklemmten Bruſt. Auch Graf Theobald geſellte ſich dann mit ſeiner edlen Gemahlin zu uns und im vertrauten Familienkreiſe ſchien Gräfin Adelheid, auf Augenblicke wenigſtens, die ſchwere Schuld des Vaters zu vergeſſen, die gleich einem finſtern Geſpenſte drohend über ihrem Hauſe ſtand. Graf Theobald, obgleich ſehr bekümmert über den zerrütteten Gemüthszuſtand ſeines todtkranken Vaters, war doch weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen, und keines von uns hatte den Muth, das ſchreckliche Geheimniß gegen ihn auszuſprechen.

Und als endlich am 31. Januar, am Sonntage Sexageſimä, nach anhaltendem, ernſtlichem Beten und Ringen von unſerer Seite, im Angeſicht des nahenden Todes und von Höllenangſt gefoltert, der Graf die ſchauerliche Beichte ausgeſprochen — ja da, ich will es nur bekennen, hat mich das Entſetzen beinahe übermannt, obſchon ich darauf vorbereitet geweſen. Und der Mann, der mit dem zweifachen Mord auf ſeiner Seele Jahre lang den unglücklichen Bruder als Vatermörder ausgeſtoßen und verfolgt, der ſchien mir ein ſo verabſcheuungswürdiger Heuchler, daß ich im Begriffe ſtand, das Anathema, welches der Grimmel achtunddreißig Jahre unſchuldig getragen, über ihn auszuſprechen. Aber als ich den Sterbenden nach dieſem Geſtändniß wirklich viel ruhiger und von den ausgeſtandenen Qualen wie befreit geſehen, und nachdem ich mit Gräfin Adelheide in der Schloßkapelle vor dem Hochaltar gebetet, da habe ich Gott mit Thränen danken können, daß er mich berufen, dem bußfertigen Sünder Gnade zu verkündigen, Gnade und

Vergebung ſeiner Schuld durch das theure Blut unſeres Herrn Jeſu Chriſti, des gekreuzigten Heilandes der Welt. Amen!

So viel es nun an ihm war, wollte der Graf wieder gut machen, was er an dem armen Grimmel verſchuldet, und auf ſein ausdrückliches Begehren mußte ich die folgende Urkunde niederſchreiben, die er noch mit ſeiner ſterbenden Hand mit dem gräflichen Siegel beſiegelt hat:

„In Gegenwart Gottes und ſeiner Mutter, der heiligen „Jungfrau Maria, bekenne ich, Ulrich Graf von Pfirt, daß „unſer Bruder Ludwig nicht der Mörder unſeres Vaters „Friederich geweſen, wie ich ihn deßwegen fälſchlich ange„klagt und, als mit dem väterlichen Fluche belegt, von ſei„nem Erbe ausgeſtoßen, ſondern ich, Ulrich, habe es gethan. „Gott wolle mich in Gnaden von dieſem Vatermorde los„ſprechen, ſo wie auch von dem Morde, den ich an Rudolf, „Graf von Sogern, verübt, welchen ich mit dem nämlichen „Dolche ermordet und ſammt dem Dolche in der Kapelle „des Schloſſes Sogern heimlich begrub. Darum habe ich „im Augenblick, wo ich aus dieſem Leben ſcheiden muß, „meine ſchweren Sünden dem ehrwürdigen Kloſterbruder „Benediktus gebeichtet, der dieſe meine Beichte niederſchrei„ben muß zum bleibenden Denkmal meines großen Ver„brechens und meiner aufrichtigen Reue darüber. Zur Be„ſtätigung deſſen ich dieſe Urkunde verfertigen und mit „unſerm gräflichen Siegel beſiegeln laſſen.“

„So gegeben im Jahr der Gnade ein tauſend zwei hun„dert und fünf und ſiebenzig am Vorabend der Calendae „des Monats Februar (31. Januar).“

Am Abend des nämlichen Tages iſt Graf Ulrich geſtorben.

„Selig?“ fragte Gräfin Adelheid mit einem Thränenſtrom, nachdem wir lange am Bette des unglücklichen Todten gekniet und für ihn gebetet hatten. Wehmüthig blickte ich noch einmal in dieſes ſtarre, entſtellte Angeſicht und mußte wieder ſagen: „Herr, Herr, Du weißt es!“ — „Aber,“ ſetzte ich zum Troſt der weinenden Tochter hinzu, „Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Und wenn eure Sünde gleich blutroth iſt, ſoll ſie doch ſchneeweiß werden, ſpricht der Herr, dein Erlöſer, der Heilige in Iſrael!“

Aber nun mußte ich auch dem Grafen Theobald des Vaters grauenhafte Blutſchuld offenbaren. Er wurde davon fürchterlich ergriffen und ſtand lange, keines Wortes mächtig, wie vom Donner gerührt, die Urkunde in der Hand haltend, bis ſich Gräfin Adelheid laut ſchluchzend in ſeine Arme geworfen und er dann mit ihr in des Todten Gemach gegangen, wo ſie beide lange geblieben ſind. Als ich ihm aber ſagte, wie des alten Grafen Wille geweſen, daß bei ſeinem Begräbniß, ehe man den Sarg in der Väter Gruft ſenke, die Urkunde öffentlich vorgeleſen werden ſolle, um ſo vor Gott und Menſchen des Grimmel's Unſchuld und ſeines Bruders aufrichtige Reue zu bezeugen, da hat er ſchmerzlich ausgerufen:

„Nein, Bruder Benediktus, das kann Gott nicht von mir verlangen! Soll ich die Grafenkrone unſeres Hauſes mit dem Kainszeichen des Vatermordes brandmarken und mit den unſchuldigen Kindlein, aus meinem Vaterhauſe vertrieben, arm und flüchtig im Lande herumirren?“

„O! ewige Vergeltung,“ mußte ich denken, „das hat ja alles euer Vater an dem armen Grimmel gethan!“

„Hätte der Grimmel Kinder hinterlaſſen," fuhr Graf Theobald fort, „ja, dann wäre es ein anderes, dann müßte ich die Schmach auf mich nehmen und ſie wieder einſetzen in all ihre Rechte, Würden und Beſitzungen. Aber ſo bin ich, von Gott und Rechts wegen, Erbe und Stammhalter unſeres gräflichen Hauſes geworden und mir liegt alſo die heilige Pflicht ob, die Ehre und Macht desſelben ungeſchwächt meinen Nachkommen zu erhalten. O! darum laßt die alte Schuld mit dem unglücklichen Todten begraben ſein, er hat ſie ſchwer gebüßt, und die Veröffentlichung dieſer Urkunde würde nur endloſe Verwirrungen und blutige Fehden nach ſich ziehen und unſer ganzes Haus ins Verderben ſtürzen."

Ich verſtehe mich zwar nicht viel auf die Rechte und Ehre der großen Herren dieſer Welt; aber das begriff ich gut, daß, wenn die Urkunde bekannt, es bei Kaiſer und Reich und beim heiligen Stuhl Anlaß genug zu Streit und Hader geben und das Glück und die Ruhe der gräflichen Familie dadurch ſehr gefährdet ſein würden.*) Auf der andern Seite meinte ich aber den letzten Willen des ſterbenden Grafen Ulrich getreulich erfüllen zu müſſen, der des Grimmel's Unſchuld, ſowie ſeine aufrichtige Reue und Buße laut und öffentlich vor der Welt bezeugen wollte.

Und ſo bin ich in jener ſchauervollen Nacht, wie ſchon anfangs erwähnt, vom Schloſſe hinunter geſtiegen, bin ins

---

*) Hatte doch der Grimmel anno 1236, als er todtkrank in Rietti gelegen, dem heiligen Stuhl alle ſeine Ländereien geſchenkt und verſchrieben, und der Papſt hatte die Schenkung angenommen und gültig erklärt und den Bannfluch der Kirche, den er vier Jahre früher über den Grimmel ausgeſprochen, wieder aufgehoben.

Notices sur le comté de Ferrette par Goutzviller pag. 41.

Kloſter von Veldpach gegangen, habe die unheilſchwangere Urkunde in des Priors Hände gelegt und ihn gebeten, er möge mit dem hochwürdigen Abt unſeres Kloſters ſich berathen und ſie beide ſollten mich leiten und mir ſagen, was ich thun oder laſſen müſſe, worauf er mir die Pergamentrolle vom Pater Arnolffus gegeben. Ja, Gott läſſet ſich nicht ſpotten und es iſt eben gekommen, wie der würdige Pater vor hundert Jahren vorausgeſagt: „Sie haben auf Hohenpfirt Wind geſäet und ernten jetzt derohalben auch Sturm.“ Ach, der Sünde Frucht iſt giftig und bitter; ein ſchönes Familienglück drohte nun dadurch zerſtört zu werden, und die Kinder ſollten büßen für der Väter Miſſethat.

Es wurde viel darüber hin und her gerathſchlaget, auch hat Graf Theobald deßwegen mit dem hochwürdigen Abt unſeres Kloſters und dem Prior von Veldpach manch ernſtliches Concilium gehalten. Der Sarg des Grafen Ulrich iſt unterdeſſen vorläufig in der Schloßkapelle beigeſetzt und die Leichenfeier bis zur Löſung des gordiſchen Knotens aufgeſchoben worden. Während all dieſen Wirren mußte ich auf Hohenpfirt bleiben und habe mich da immer inniger mit der gräflichen Familie befreundet, die mir ſo lieb geworden, als ob es meine leibhaftigen Kinder geweſen. Gräfin Adelheid faßte den Entſchluß, wie ſich die Frage auch löſen würde, nach Jeruſalem zu pilgern und am heiligen Grabe für die Seele ihres Vaters und das Heil ihres Hauſes zu beten, und ich verſprach, ſie zu begleiten.

Da eröffneten mir der Prior und unſer Abt, „wie keiner von ihnen ſich getraut, auf ſein Gewiſſen zu entſcheiden, ob man die Urkunde verſchweigen dürfe oder nach Graf Ulrichs Willen öffentlich bekannt machen müſſe, und wie man

endlich darüber übereingekommen, die Sache einem Gottesgericht anheimzustellen. Man wollte nämlich der Wittwe des Grimmel's, der alten Gräfin Edeltrude, das furchtbare Geheimniß bekennen und was sie darüber beschließen würde, das wollte man als Gottes Stimme anerkennen und befolgen. Sollte sie darauf bestehen, daß des Grimmel's Unschuld anerkannt und sein Gedächtniß vom Fluch des Vatermordes befreit werde, so mußte die Urkunde bei der Todtenfeier öffentlich vorgelesen und dann beim kaiserlichen Kammergericht niedergelegt werden, wenn auch, wie man leider mit Gewißheit voraussah, unglückselige Kriege und der Verfall des gräflichen Hauses daraus entstünden. Willigte aber die Gräfin ein, daß die Urkunden in den Archiven unserer Abtei niedergelegt und aufbewahrt und Graf Ulrich's Verbrechen verschwiegen und mit ihm begraben werde, so versprach Graf Theobald ihr jede Entschädigung zu geben, die sie verlangen könnte, die edle Frau aber gleich den Schutzheiligen seines Hauses zu verehren und zu lieben. Und mir ward der Auftrag, nach Hagenthal zu gehen, die Botschaft anzusagen und der alten Gräfin die Urkunde zu übergeben.

Es ist dies ein saurer Gang für mich gewesen und ich habe unterwegs oft geseufzt, wie Moses, als ihm der Herr auf Horeb im feurigen Busche erschienen und befahl, vor Pharao zu stehen: „Ach, Herr, sende wen du willst!" denn auch ich bin mein Lebtag nie wohl beredt gewesen. Indessen wenn ich an die bangen Befürchtungen des armen Grafen Theobald dachte und an die Herzensangst, womit mich alle auf Hohenpfirt entlassen, und an Gräfin Adelheid's frommes Gelübde, an ihr Gebet und ihre Thränen, ja, da habe ich wieder Muth gefaßt und Gott inbrünstig gebeten, Er möge

ſelbſt mir die Worte in den Mund legen, und vor allem in dieſem ſchaurigen Falle uns ſeinen heiligen Willen offenbaren und zeigen, was wir thun ſollten.

In Hagenthal war es auf dem Schloßhofe gar öde und unheimlich, das Thor halb zerfallen, dichtes Gras wuchs zwiſchen den Pflaſterſteinen und es währte lange, bis der taube Pförtner begriff, daß ich in einem Auftrag an die Gräfin gekommen, und ſich bewegen ließ, mich bei ihr anzuſagen.

Er mochte mich wohl für einen Bettelmönch halten, denn er brummte im Gehen: „Ja, ja, wenn's Geben heißt, dann wiſſen ſie noch wohl den Weg zu meiner armen Herrſchaft zu finden; ſonſt aber gehen ſie alle achtungslos an ihr vorüber und ſie iſt verſchollen und vergeſſen, als ob ſie nicht mehr unter die Lebendigen gehörte." Und er hatte Recht, der treue, alte Diener. Niemand hatte an die alte, verlaſſene Wittwe gedacht, bis jetzt, wo ſie helfen und den böſen Knoten löſen ſollte; und ich war allerdings als ein Bittender gekommen, obwohl um ein edleres Gut als Silber und Gold.

Im Schloſſe ſah es ebenfalls ärmlich und verfallen aus; Todtenſtille herrſchte in den finſtern Gängen, durch welche mich der alte Ruprecht zum Gemach der Gräfin führte. Sie ſaß am Kaminfeuer, in tiefe Trauer gekleidet, und muß einſt ſehr ſchön geweſen ſein; aber auf den noch immer regelmäßigen Zügen hatte die eiſerne Hand des Kummers etwas ſo ſtarres, trübes eingeprägt, daß ſie mir vorkam wie das Bild des hoffnungsloſen Schmerzes, der nicht mehr aufwärts blicken und ſich gläubig erheben kann. Mit tiefem Mitleid ſtund ich vor der alten, ehrwürdigen Dulderin, die meinen ehrfurchtsvollen Gruß mit den Worten erwiderte:

„Seid willkommen in meiner Einſamkeit. Was iſt Euer Begehren, Herr Pater?“

Gott war mit mir und meinem Munde, wie ich ihn darum gebeten, und der Gedanke, was dieſe Frau wohl Alles gelitten und Schweres getragen, ſtimmte mich ſo weich und wehmüthig, daß ich mit überfließendem Herzen ihr Graf Ulrich's Tod anſagen, und ſeine letzte Krankheit, Gewiſſensbiſſe und endliche ſchaurige Beichte offenbaren konnte.

Schweigend und regungslos, wie eine Bildſäule, hatte mich die Gräfin angehört und ſagte dann, ohne daß ein Zeichen tieferer Empfindung ihre ſtarren Züge belebt hätte: „Ich habe immer gewußt, wer der Vatermörder geweſen.“

„Er hat in ſeinen letzten Stunden noch dieſe Urkunde niederſchreiben laſſen, ſeiner aufrichtigen Reue und Buße, ſowie Graf Ludwig's Unſchuld zum Zeugniß und bleibenden Denkmal,“ ſagte ich, indem ich die Urkunde entfaltete und auf ihren Schooß legte.

Sie fuhr zurück, wie von einer giftigen Schlange berührt, Purpurröthe wechſelte mit Todesbläſſe auf ihrem Angeſicht, und ſie rief zitternd und abwehrend: „O! weg, weg mit dieſem Pergamente, Herr Pater, denn es reißt die blutigen Wunden meines Herzens alle wieder auf!“

„Ihr habt viel gelitten, edle Frau, und mit Eurem unglücklichen Gemahl ſchweres Unrecht dulden und ertragen müſſen; aber glaubt mir, jene Höllenqualen, die der ſchuldbewußte Graf Ulrich ausgeſtanden, ſind ungleich größer geweſen.“

„Konnte der Heuchler denn noch Reue fühlen, der abgehärtete, fluchwürdige Heuchler!“

„Er ſteht jetzt mit ſeinem Bruder vor Gott, gnädige

Gräfin, der ihm, um des theuren Blutes unſeres Herrn Jeſu Chriſti willen, ein barmherziger Richter ſein möge. O! glaubet mir, wenn es den Todten vergönnt wäre, noch mit den Lebendigen zu reden, ſie würden vom ewigen Jenſeits uns zurufen: „Vergebet euch gegenſeitig von Herzen jedwede Schuld, wie ihr wünſchet, daß Gott euch auch die Eurigen vergeben ſolle.“ Dann rückte ich mit meinem eigentlichen Anſuchen heraus und ſagte, was Graf Ulrich's letzter Wille geweſen; wie aber die Veröffentlichung der Urkunde unendliche Wirren und Kriege, ſowie den gänzlichen Verfall des gräflichen Hauſes nach ſich ziehen würde. Schilderte dann Graf Theobald's Angſt und Verlegenheit, ſein ſchönes Familienleben, die Vorzüge ſeiner edlen Gattin, die herzigen Kinder und die engelgleiche Adelheid, die Alle bereit ſeien, ſie mit Liebe und Verehrung zu umgeben; ſagte ſchließlich, wie man die Entſcheidung in ihre Hand gelegt und ſie als Gottes Stimme anerkennen und befolgen werde, und forderte ſie auf, ſich mit Gott und ihrem Beichtvater zu berathen, ehe ſie den verhängnißvollen Ausſpruch thue.

Während ich ſprach hatte ſich die Aufregung der Gräfin wieder gelegt und ſie erwiderte mit eiſiger Kälte und mit einer Bitterkeit, die mich erſchreckte: „Es iſt doch ſeltſam, wie die alte, verachtete und ſo lange vergeſſene Frau nun mit einem Male eine ſo wichtige Perſon geworden, daß ſie an Gottes Statt entſcheiden ſoll. Achtunddreißig Jahre habe ich den Fluch mit meinem unſchuldig verſtoßenen Gemahl getragen, ohne daß mir von Hohenpfirt ein Wort des Troſtes oder ein Zeichen der Theilnahme geworden; und wenn ſie nun auch empfinden ſollen, wie es den Geächteten zu Muthe iſt, ſo waltet nur göttliches Vergeltungsrecht.“

„Ihr beſteht alſo darauf, geſtrenge Frau, daß Graf Ulrich's ſchwere Blutſchuld öffentlich vor der Welt bekannt werde, und daß ſeine unſchuldigen Kinder das Verbrechen ihres Vaters büßen ſollen?"

„Ich beſtehe auf Nichts, Herr Pater, und will nicht wiſſen, daß die Entſcheidung in meine Hand gelegt war. Kehret wieder zu Denen zurück, die Euch zu mir geſandt haben, und ſagt ihnen: ſie möchten ſelber entſcheiden und mich ruhig ſterben laſſen. Wie — ich ſoll ausſprechen, daß die Schuld des Vatermordes auf dem Namen des armen Grimmel's laſten bleibe und er nie von der Nachwelt gerechtfertigt werde — oder die Verantwortung all' des Unheils auf mich laden, das durch dieſe Urkunde entſtehen kann! Nein, nein, Herr Pater, ich bin alt und ſchwach und habe genug gelitten. O! es war ein qualvolles Daſein an der Seite des unſchuldig Geächteten, der in ſeiner heftigen Gemüthsart mit Gott gehadert und die ewige Gerechtigkeit angeklagt hat!"

„Auch er hat viel gelitten, gnädige Gräfin, und ſo dürfen wir auch hoffen, daß er viel Vergebung gefunden am Throne der göttlichen Barmherzigkeit, und Ruhe für ſeine arme Seele. Euch aber, edle Frau, erzeigt jetzt der Herr die große Gnade, Böſes mit Gutem vergelten zu können und den Kindern des Mannes, von dem Ihr ſo Schweres erduldet, zum Segen zu werden."

„Ich trage nur ein menſchliches Herz im Buſen, Herr Pater, und wenn Ulrich's Gräuelthat und Heuchelei an ihm und ſeinen Nachkommen ungeſtraft und ungerochen geblieben wäre, ſo müßte ich, wie mein unglücklicher Gemahl, verzweifeln an Gottes Gerechtigkeit."

„Gnädige Gräfin, es ſtehet geſchrieben: „Rächet euch ſelber nicht, meine Geliebten," „ſegnet die euch haſſen und verfolgen, ſegnet und fluchet nicht" (Römer 22, 14—19).

„Ich will mich nicht rächen, Niemanden fluchen und ſchweigen, wie ich achtunddreißig Jahre lang geſchwiegen habe. Ach, die Welt würde der alten Frau ja doch nicht glauben, ſo wenig als ſie mir damals geglaubt, da ich mit jugendlichem Feuer meines armen Ludwigs Unſchuld bezeugte. Aber über dieſe Urkunde entſcheiden, das kann und will ich nicht. Darum traget ſie zurück, Herr Pater, und gebet ſie Denen wieder, an die ſie gerichtet iſt."

„Wollt Ihr Euch nicht beſſer bedenken, nicht ruhiger werden, edle Frau, bevor Ihr einen Entſchluß faſſet?"

„Mein Entſchluß iſt gefaßt, Herr Pater. Ich will nichts mit dieſer unſeligen Urkunde zu ſchaffen haben, nichts davon wiſſen und vergeſſen, daß ich ſie je vor Augen gehabt. — Sie ſollen auf Hohenpfirt thun, was ſie vor Gott und ihrem Gewiſſen verantworten können. Was geht mich die letzte Beichte und der letzte Wille ihres Vaters an? Und nun geht, geht, Eure Botſchaft hat Wunden aufgeriſſen, die ich längſt vernarbt, und Gefühle wieder erweckt, die ich erſtorben wähnte. Ich muß allein ſein."

„Darf ich wieder kommen, gnädige Gräfin?"

„Mit der Urkunde nie, niemals wieder!"

„Nicht mit der Urkunde, ſondern als Botſchafter unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti, der auch Euer zerriſſenes Herz heilen und Euch ſeinen Frieden geben möchte — und laßt mich hinzufügen, edle Frau, als Freund, als Euer Mitpilger auf dem Wege zum himmliſchen Jeruſalem, der Euch herzlich lieb gewonnen."

Sie sah mich an mit einer seltsamen Mischung von Strenge und Rührung, reichte mir dann die Hand und sagte mit weicher Stimme: „Ich danke Euch, aber geht jetzt und thut was Eures Amtes ist.“

Und so mußte ich dem armen Grafen Theobald ein harter Bote sein; er hatte mich mit fieberhafter Ungeduld erwartet und stund wie vernichtet, als ich ihm die Antwort der alten Gräfin gesagt. Ja, und als wir Abends wieder Alle beisammen im Rittersaale gesessen, die Gräfinnen am Stickrahmen, und die Kinder fröhlich um uns herum gesprungen, da ist der Graf mit verstörtem Angesichte am Kamin gestanden, in finsteres Sinnen verloren, und hat so trübselig in das glimmende Feuer geblicket, daß es mir durchs Herz gegangen.

Ich hatte den Kindern wieder Bilder mitgebracht, die ich natürlich erklären und davon erzählen mußte. Unter Andern den heiligen Nikolaus, wie er das verirrte Kind in der Nacht, während es geschlafen, wieder heim in's väterliche Schloß trägt.

„Und wo ist das Schloß?“ fragte Ulrich, der kleine ewige Frager.

„Droben im Himmel,“ versetzte Gräfin Adelheid, „im Paradiese, wohin Sankt Klaus die frommen Kinder alle trägt.“

„Aber, Tante, warum hat er uns dieses Jahr denn gar keine Bescheerung gebracht? Nicht einmal Aepfel oder goldene Nüsse, und wir sind doch nicht unartig gewesen.“

„Weil der Großvater todtkrank gelegen und Sankt Klaus gefürchtet, ihr möchtet in Eurer Freude zu lärmend sein und den armen, kranken Großvater stören.“

„Es wird hinfort Niemand mehr durch einen Ausbruch von Freude auf Hohenpfirt gestört werden!“ warf der Graf heftig ein, indem er mit großen Schritten im Saale auf- und niederging.

Um abzulenken sagte ich den Kindern: „Es sei wohl möglich, daß ich in der heiligen Fastenzeit einmal im Walde mit Sankt Klaus zusammenträfe; ich wolle ihn dann bitten, die versäumte Bescheerung nachzuholen,“ und fragte, was er ihnen dann bringen solle?

„O! mir ein schönes, weißes Täubchen — aber es muß lebendig sein und mir aus der Hand fressen, und der böse Falke darf ihm kein Leid thun!“ rief die kleine Herzelande mit funkelnden Augen, und ich mußte an das andere Herzelandchen und an seine lieben Schwälblein denken.

Ulrich wollte zuerst ein Lämmchen, dann ein Schaf, und zuletzt am liebsten einen großen Hammel, den er einspannen und mit ihm auf dem Schloßhofe herumfahren könne.

Auch die Mutter und Tante Adelheid mußten nun dem Bruder Benediktus sagen, was er ihnen bei Sankt Klaus bestellen sollte: „Einen himmlischen Pilgerstab zur weiten Reise ins gelobte Land,“ wünschte die Tante, und die Mutter: „Einen Bisamapfel aus dem Paradiese, um mit seinem Wohlgeruch alle bösen Dünste aus dem Schlosse zu vertreiben.“

„Und was muß Sankt Klaus denn dir bringen, Vaterchen?“ fragte Herzelandchen, indem es am Grafen hinauf kletterte und beide Aermchen um seinen Hals schlang.

„Frieden!“ erwiderte der Graf mit einem Seufzer.

„Aber wir haben uns ja nicht gezankt, Vater; nein, gelt, Ulrich, wir haben es nicht gethan?“

„Nein, Vater, heute den ganzen Tag nicht, und gestern

nur ein klein wenig; aber wir ſind bald wieder mit einander zufrieden geworden," verſicherte der kleine Mann ganz treuherzig.

Da umfaßte der Vater die Kinder mit beiden Armen, drückte ſie feſt und lange an ſein Herz und rief mit dem Ausdruck des bitterſten Schmerzes: „O! euch, meine theuern, unſchuldigen Kleinen in Schmach und Unglück ſtürzen zu müſſen! Nein, das vermag ich nicht!" Dann eilte er, wie von einem böſen Geiſt gejagt, hinaus.

Erſchrocken und verwundert blickten die Kinder bald mich, bald die Tante und die Mutter an; dieſe verhüllte das Geſicht und weinte bitterlich; Gräfin Adelheid aber ſtund auf und ſagte ruhig und gefaßt: „Bruder Benediktus, morgen gehe ich mit den Kindern nach Hagenthal, die Tante um Frieden zu bitten. Wollt Ihr mich begleiten?"

„Von Herzen gern, gnädige Gräfin, aber —"

„Seid unbeſorgt. Wie es auch kommen möge, ſo hat es Gott verhängt, und wir müſſen uns in Demuth ſeinem heiligen Willen und der gerechten Strafe unterwerfen. Aber hinknieen will ich vor die Tante und ſie bitten, wie man Gott bittet, ſich zu verſöhnen mit unſerem Hauſe, dem unglücklichen Vater die ſchwere Schuld zu vergeben, ihm nicht zu fluchen und mir beten zu helfen für ſeine arme, ſchuldbeladene Seele!"

„Am Kreuze des Erlöſers hat die ewige Liebe die göttliche Gerechtigkeit verſöhnet und dem bußfertigen Sünder den Himmel wieder aufgeſchloſſen; darum ſeid getroſt und unverzagt, der Herr wird's verſehen!"

Am andern Morgen, als am Sonntag Reminiscere, dem zweiten in der heiligen Faſtenzeit, ſtund ich frühe auf. Tags

zuvor hatte der Sturm, abwechſelnd mit Regen und Schneegeſtöber, heftig getobet, und mir war bange, bei dem ſtürmiſchen Unwetter mit den zarten Kleinen und der armen Gräfin Adelheid den Weg nach Hagenthal*) anzutreten. Wie ich aber in die Schloßkapelle zur Frühmeſſe gegangen, ſiehe, da hatte ſich der Himmel bereits aufgeklärt und durch das zerriſſene Gewölk blickte mich der holde Morgenſtern ſo tröſtend an, als hätte er mir zurufen wollen: „Barmherzig „und gnädig iſt der Herr, und von großer Güte. „Er handelt nicht mit uns nach unſern Sünden „und vergilt uns nicht nach unſerer Miſſethat!“ (Pſalm 113, 8. 10.) Und als ich in der Kapelle auch die beiden Gräfinnen betend gefunden, ja, da iſt die frohe Zuverſicht über mich gekommen, daß Gott uns gnädig ſeinen Willen offenbaren und Alles zum Beſten lenken werde, denn Er hat ja auch geſagt: „Er begehret meiner, ſo will „ich ihm aushelfen, er rufet mich an in der Noth, „ſo will ich ihn erhören und ihm zeigen mein „Heil.“ Amen! (Pſalm 91, 14. 16.)

Dies hofft der Seele brünſtig Flehen,
Dies Heil, o Herr, laß uns geſchehen;
Dein Morgenlicht und Angeſicht
Uns hüt', ſo nachtet's ewig nicht.

Hilarius von Poitiers.

Beim Frühſtück waren die Kinder in großer Freude und Aufregung über die bevorſtehende Reiſe nach Hagenthal zu der alten Tante, die ſie nie geſehen, und die ſie heute im Namen des Vaters um Frieden bitten ſollten. Die beiden

*) Hagenthal liegt gegen Baſel, und iſt ungefähr zwei Stunden von Pfirt entfernt.

Gräfinnen, gleich mir sichtlich durch das Gebet gestärkt, hatten viel zu thun, alle Kreuz- und Querfragen der fröhlichen Kinder zu beantworten. Der Graf aber war auf die Jagd geritten, und ich konnte nicht umhin, zu denken: Wie er doch gewiß mehr Trost im Gebet und im Kreise der lieben Seinigen gefunden hätte. Nun, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich," und er hat ja im Freien auf unsern schönen Bergen und im Walde so gut beten können, wie daheim in der Schloßkapelle, warnte die innere Stimme, und ich habe mich meines strengen Richtens geschämt und vor meinem Gott gedemüthigt. Gräfin Adelheid hatte heute zum ersten Mal das Pilgerkleid angezogen, das sie zur Wallfahrt nach Jerusalem sich hatte verfertigen lassen; sie sah aus wie eine büßende Heilige; aber so schwächlich und blaß, daß ich mich erschrocken gefragt: „Wie wohl diese zarte Jungfrau mit ihrer durch Kummer und Schmerz zerrütteten Gesundheit die Beschwerden der langen Pilgerfahrt werde ertragen können!" Aber: „Herr, Herr, du weißt es!" habe ich wieder gebetet, und auch diese Sorge getrost auf sein treues Heilandsherz geworfen.

Endlich sind wir unter dem Jubel der glücklichen Kinder über die Schloßbrücke geritten. Es war ein stattlicher Zug: zuerst zwei Reisige zu unserem Schutze, dann kam Gräfin Adelheid mit Herzelandchen und ich mit dem kleinen Ulrich vorne auf den Rossen; uns folgte Kunz, Brigittens Großsohn, ein rüstiger Bursche und der Liebling der Kinder! er führte das Saumroß, mit dem Mittagsmahl beladen, das wir in Hagenthal im Schlosse, oder in der Herberge verzehren sollten, je nachdem wir günstige oder ungünstige Aufnahme bei der alten Gräfin gefunden; zwei andere berittene

Knechte beſchloſſen den Zug, und ſo zogen wir dahin, in Gottes Namen, und vom Gebet der frommen Gräfin begleitet, die vom Söller des Schloſſes mit dem weißen Tuche uns grüßend zugeweht, bis wir im Walde ihren Blicken entſchwunden ſind.

Wie wir weiter geritten, iſt der Himmel über uns immer heller geworden, und die Sonne hat ſo warm wie an einem Frühlingstage geſchienen; das belebte natürlich unſern Muth und erhöhete der Kinder Freude über all' das Neue im Walde, den ſie noch nie in ſeinem Winterkleide geſehen hatten. Bald waren es die grünen, mit Schnee bedeckten Aeſte der hohen Tannen, von denen ein ſcharfer Luftzug den Schnee ſo ſchnell herabgeſchüttelt, daß wir auf unſern Roſſen im Nu davon überſchüttet geworden, bald eine Schaar ſchwarzer Raben, die bei unſerem Anblick laut krächzend davon geflogen, bald ein liebes Vögelein, das im zarten Mooſe ſein Körnlein Futter geſucht, oder ein munteres Eichhörnchen, das in drolligen Sprüngen ſich von einem Baum auf den andern geſchwungen, und endlich, und das war die Krone aller Herrlichkeiten, eine ſchöne, grüne Stechpalme mit feuerrothen Beeren, wie mit glänzenden Korallen geſchmückt! Ja, da mußten wir Halt machen, und Kunz Palmen abſchneiden, für Jedes von uns eine, auch für die Reiſigen, welche lachend ſie auf ihre Sturmhauben ſteckten, und beſonders eine recht ſchöne, große für die alte Tante Edeltrude, die ihr Herzelandchen zum Willkomm bringen wollte! Und nun war wieder des Fragens und Erzählens kein Ende, und Kunz mußte berichten, wie dieſe Palmen am Palmſonntag vom Prieſter eingeweiht werden, und wie ſie dann im Hauſe aufbewahrt, dasſelbe vor Feuer, böſen

Seuchen und Unfall bewahren, wie man bei einem böſen Gewitter ein Vaterunſer beten, eine dieſer Palmen anzünden und verbrennen müſſe, damit der Blitz nicht einſchlage, und was er ſonſt noch Alles von ihren Wunderkräften zu ſagen wußte. Mich fragte der kleine Ulrich: „Ob es ſolche Palmen geweſen, welche die Jünger dem Herrn am Sonntage Palmarum geſtreut?“ und als ich ihm ſagte, wie jene Palmen nur in den warmen Ländern wachſen, wo es keinen Froſt und kein Eis giebt, wie ſie ſtatt der rothen Beeren köſtlich ſüße Früchte (Datteln) tragen, und keine Stacheln haben, da hat Herzelandchen von ihrem Roſſe herüber mir zugerufen: „Aber gelt, Bruder Benediktus, wenn man die Stacheln nicht anrührt, ſo ſtechen ſie nicht?“

Und ſo muß es doch wohl ein gutes Omen geweſen ſein, als wir mit Palmen in den Händen in Hagenthal auf dem Schloßhofe eingezogen ſind; denn der alte Ruprecht, der zuerſt ganz verblüfft die vielen Reiter und Roſſe angeſtaunt, als ihm Herzelandchen freundlich zugerufen: „Schau, die ſchöne Palme, die ich für die alte Tante mitgebracht!“ lächelte ganz vergnügt, obſchon er die Worte nicht verſtehen konnte, und als ihm vollends Kunz geſagt, oder vielmehr in ſeine armen, tauben Ohren geſchrieen, wie uns Graf Theobald mit freundlicher Botſchaft von Hohenpfirt geſandt, ja, da thaute es auf im Geſichte des alten, redlichen Dieners, eine große Thräne ſchlich langſam von der grauen Wimper in ſeinen Bart, er faltete die Hände und ſprach leiſe vor ſich hin: „O! Gott und der heiligen Jungfrau ſei's gedankt, daß meine arme Herrſchaft nicht mehr verſtoßen und einſam leben muß! Ja, ja, der Alte iſt nun todt, und es hat immer geheißen, daß die Kinder beſſer ſind als der böſe

Vater geweſen.“ — Guter Ruprecht, hätteſt du die Wahrheit ahnen können, und wie wir nicht als Friedenbringende, ſondern als Friedenſuchende erſchienen, wie würdeſt du dich gewundert haben!

Ich weiß nicht mehr, wie uns Ruprecht bei der alten Gräfin angeſagt; als er wieder kam, iſt er mit den Kindern an der Hand vorangegangen, ich folgte mit hochklopfendem Herzen, die zitternde Adelheid führend. Vor dem Gemache der alten Gräfin ſtunden wir eine Weile ſchweigend und betend. Ruprecht öffnete die Thüre und trat mit den Kindern ehrerbietig zurück, — und nie werde ich den Ausdruck vergeſſen, mit dem die alte Gräfin, geiſterbleich, die eintretende Adelheid angeſtarrt: „Herzelande“ ausgerufen, und dann das Geſicht mit beiden Händen bedeckt hat.

„Da bin ich, Tante!“ hat unſer Herzelandchen geantwortet, iſt fröhlich ins Gemach auf den Schooß der alten Frau geſprungen und hat ſie um den Hals gefaßt; Gräfin Adelheid aber, vom Drange ihrer Gefühle überwältigt, iſt laut ſchluchzend, und keines Wortes mächtig, vor ihr auf die Kniee geſunken.

„Wie iſt mir denn, wache ich oder träume wieder?“ fragte Gräfin Edeltrude nach einer langen Pauſe, indem ſie uns Alle der Reihe nach anblickte; „die ſeligen Geiſter ſollen ja nicht mehr weinen können. Biſt du Herzelande?“

„Nein, nein, Tante, ich, ich bin Herzelandchen, und das iſt Tante Adelheid, und der da iſt Ulrich. Und wir ſind gekommen dich zu bitten, daß du dem Vater nicht mehr zürnen und ihn wieder lieb haben ſolleſt!“ ſagte die kleine Schwäzerin ſchmeichelnd, indem ſie die alte Frau herzlich küßte.

„O, Tante, laſſet Euch verſöhnen, verzeiht die ſchwere

Schuld und fluchet dem unglücklichen Vater nicht!“ bat Adelheid innig und leise und mit krampfhaft gefalteten Händen.

Und hat da der kleine Ulrich ganz gravitätisch die Palme vom Boden aufgehoben, welche sein Schwesterlein beim Hereinspringen fallen gelassen, und sie der Gräfin mit den Worten gereicht: „Gelt, Tante, du machst Frieden mit dem Vater? Und wenn du dann diese Palme am Palmsonntag in der Kirche einsegnen lässest und in deinen Garten steckest, so wächst sie zu einem schönen, grünen Baume, so groß wie der im Walde ist; und der Herr Jesus segnet dich dein Leben lang, weil du dem Vater nicht mehr böse bist.“

Ich aber mußte in meinem Herzen die Worte des heiligen Psalmensängers wiederholen: „Aus dem Munde der „jungen Kinder hast Du Dir eine Macht zugerichtet“ (Psalm 8, 3), der auch Gräfin Edeltrude nicht widerstehen gekonnt, denn sie hat die eine Hand auf das Haupt der weinenden Adelheid gelegt und mit der andern die beiden Kinder an sich gezogen, nach Oben geblickt und mit tiefer Rührung gesprochen: „Gott segne euch!“ Ja, da bin auch ich nidergekniet und habe laut den 130. Bußpsalm gebetet: „Aus der Tiefe, Herr, rufen wir zu Dir, „höre unsere Stimme, laß Deine Ohren merken „auf die Stimme unseres Flehens! So Du willst „Sünde zurechnen: Herr, wer wird bestehen? Denn „bei Dir ist die Vergebung, daß man Dich fürchte.“ Und während dieses Gebets ist es so feierlich stille im Gemache gewesen und wir haben Alle das Wehen des heiligen Friedensgeistes gespürt, um den wir gebetet, und sind auch die lieben Kinder mit gefalteten Händchen neben Adelheid vor der Gräfin Edeltrude, und der alte, taube

Ruprecht an der Thür gekniet! Item, und ist dies ein Bild gewesen, das ich so gerne gemalet hätte und auf das gewiß die lieben Engel im Himmel mit Wohlgefallen hernieder geschaut.

Und Gräfin Edeltrude ist aufgestanden, hat meine Hand gefaßt und also gesprochen: „Als Ihr mich gestern verlassen, Herr Pater, ja, da schien mir, ich will es nur bekennen, die gerechte Rache süß, und ich habe etwas von einer teuflischen Freude darüber gefühlt; aber Eure letzten Worte sind wie ein Stachel in meinem Herzen zurückgeblieben, und es hat in mir auf- und niedergewogt wie Sturmesfluth; ich konnte nicht beten, und als ich mich niedergelegt, bin ich lange ruhelos mit schnell schlagendem Herzen und zuckenden Nerven auf meinem Lager gelegen. Da sah ich auf einmal, ob wachend oder träumend? ich weiß es nicht — Herzelande vor mir stehen, jugendlich, schön, im Pilgerkleide, ganz wie dort ihr Ebenbild Adelheid anzuschauen! Strafend hat sie mich angeblickt und laut und vernehmlich hörte ich sie sagen: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Mörder“ (1 Joh. 3, 15). Erschrocken bin ich aufgefahren — es war Alles finster um mich. Zwei Mal noch habe ich sie vor mir stehen sehen, und dieselben Worte wieder gehört, und als ich mich zum dritten Mal erhoben, da war die lange, bange Nacht vorüber, der Morgen graute, und es begann zu dämmern im Osten — aber Gott sei Dank auch in meiner Seele! Mit Schrecken habe ich den bösen Dämon erkannt, der achtunddreißig Jahre lang die Glut des Hasses in meinem Herzen angefacht und genähret, der mich Gott und meiner Pflicht entfremdet und so grenzenlos unglücklich gemacht hat! „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Mörder!“ Und

ich habe ihn gehaſſet — Herr, Herr, Du weißt es, wie lange und wie bitter, und ſtehe wohl ſo ſchuldig wie der unglückliche Ulrich vor Deinen heiligen Augen da, und weil Du die Entſcheidung in den Mund Deiner unwürdigen, tief gebeugten Magd gelegt: O! ſo bitte ich Dich, Herr, laß endlich auf Hohenpfirt Deinen Frieden und Deinen Segen wohnen, laß die gräßliche Blutſchuld um Jeſu Chriſti willen ausgetilget und geſühnet und mit der Urkunde begraben und vergeſſen ſein! Amen."

Erſchöpft von der Anſtrengung, mit der ſie geredet, iſt die alte Gräfin wieder auf ihren Sitz am Kamin zurückgeſunken; Adelheid aber iſt auf ſie zugeeilt und hat ſie ſtill weinend in die Arme geſchloſſen. „O! Adelheid habe mich lieb und laß mein altes, von Gram erſtarrtes Herz erwarmen an deinem jugendlichen, liebevollen!" bat die edle Frau mit kindlicher Innigkeit.

„Tante, ich will deine Tochter ſein und dich lieben und pflegen bis zum letzten Athemzuge, ſo wahr mir Gott hilft! Bruder Benediktus, hier iſt mein Jeruſalem und das heilige Grab, an dem ich beten und durch treue, dienende Liebe des Vaters Schuld bezahlen ſoll."

„Amen, Amen, theure Gräfin! Der Herr hat Euch ſelbſt Eures Gelübdes entbunden und die Wallfahrt angewieſen, die ihm am wohlgefälligſten iſt; denn die Liebe decket auch der Sünden Menge zu (1 Petri 4, 8). Wir aber wollen hier in Hagenthal einen Altar bauen, wie einſt Gideon unter der Eiche von Ophra gethan; denn wie damals ſeinem Volke Iſrael, ſo iſt Gott heute auch Eurem Hauſe „der Herr des Friedens" geworden" (Richter 4, 20. 25).

Und nun drängten sich die Kinder liebkosend um die beiden Frauen und wollten wissen: „Ob die Tante dem Vater wieder gut sein, mit uns nach Hohenpfirt kommen und immer da bleiben wolle?“ Die alte Gräfin herzte die lieben Kleinen und meinte, wehmüthig lächelnd: „Die Einsame, Verstoßene ist ja mit einem Male eine fröhliche Kindermutter geworden! Aber,“ fügte sie dann, wie über ihre Freude erschrocken, hinzu: „Mein armer Ludwig, der unschuldig geächtete Grimmel, muß nun vor der Nachwelt auf ewig der Schuldige bleiben!“

„Ewig währt nur Gottes Gnade über unserer sündigen Erde, edle Frau, und oft läßt uns der Herr von der Welt unschuldig verdammen, um unsere verborgenen Sünden zu bestrafen, die ihm allein bekannt sind. Euer Gemahl ist nun im Reiche der Wahrheit und Gerechtigkeit, und hat er dort Gnade gefunden, so kann menschliches Urtheil und Richten seine Seligkeit nicht trüben. Denn so viel der Himmel höher ist als die Erde, so weit ist Gottes Gnade erhaben über die Ehre vor den Menschen, die ja leider fast immer dem göttlichen Willen widerstrebt.“

Gräfin Adelheid aber sagte ruhig: „Nein, Tante, so war es nicht gemeint, als ich Euch um Versöhnung gebeten. Noch seid Ihr völlig frei über die Urkunde zu verfügen, und was Ihr auch beschließen möget, ich will es annehmen als Gottes Gericht, will bei Euch bleiben und in treuer, dienender Liebe dem Herrn meine Gelübde bezahlen.“

„O! still, still, Adelheid!“ entgegnete Gräfin Edeltrude. „Wecke den bösen Dämon nicht wieder in meinem Herzen. Wüßtest du, welch' einen Kampf es mich gekostet und wie schwer es über meine Lippen gegangen, du würdest gleich

mir erkennen müſſen, daß durch meinen Mund ein Höherer entſchieden hat.“ Dann zu mir ſich wendend fuhr ſie alſo fort: „Glaubet mir, Herr Pater, wer ſo lange, wie ich, die Schmach der Welt getragen, o! der hat auch die Nichtigkeit ihrer eitlen Ehre erkennen und verachten gelernt. Und ſo legt denn die Urkunde in den Archiven Eures Kloſters nieder, und laßt dieſe letzte, ſchauervolle Beichte das Geheimniß unſeres Hauſes bleiben. Mögen Ludwigs und Ulrichs ruheloſe Geiſter durch Chriſti Blut entſündigt, begnadigt vor dem Thron ihres ewigen Richters ſtehen — Du aber, lieblicher Knabe, der Letzte deines Stammes ſein, vom Fluch der Sünde bedroht, die ſeit hundert Jahren ſo ſchreckliches Unheil über das gräfliche Haus von Hohenpfirt gebracht!“ *)

Und wie wir nun auf dem Schloſſe das Mittagsmahl eingenommen, ja, da war uns ſo ſelig zu Muthe, wie den erſten Chriſten bei ihren Liebesmahlen, und der Friede, den der Herr uns gegeben, verklärte Alt und Jung mit ſeiner himmliſchen Freude. Beſonders war die alte Gräfin ganz umgewandelt, das erſtorbene Auge glänzte wunderbar wieder, und ein milder, friedlicher Ausdruck belebte das welke Angeſicht; wie ein Sonnenblick der beſſern Welt. Sie war wirklich ſchön, und Gräfin Adelheid betrachtete ſie mit einem Gefühl von Dank und Rührung, welches auch mein altes Herz erwärmte. Die Kinder würzten das Mahl durch

*) Von Pater Hugo's Hand ſtund am Rande geſchrieben: „Dieſer kleine Ulrich iſt wirklich der Letzte ſeines Stammes geweſen. Denn da er keine männlichen Erben hatte und nur zwei Töchter, Johanna und Urſula, ſo iſt mit ihm das Geſchlecht der Grafen von Pfirt erloſchen. Johanna vermählte ſich im Jahr 1314 in Baſel mit Albrecht, Erzherzog von Oeſtreich; ſo kam die Grafſchaft Pfirt an das Haus Oeſtreich, ſpäter iſt ſie an die Fuggers übergegangen.“

ihre harmlose Fröhlichkeit, und der alte Ruprecht bediente uns so vergnügt und behende, als ob er plötzlich um achtunddreißig schwere Jahre jünger geworden.

Mit Palmen in den Händen, und mit dem Hülferuf: Hosianna „Herr hilf!“ im Herzen, sind wir in Hagenthal eingezogen; mit Palmen in den Händen und Hosianna, „der Herr hat geholfen!“ wieder heimgekehrt und auf Hohenpfirt angelangt, wo uns Graf Theobald und seine Gemahlin wie Friedensengel von Gott gesandt empfangen und begrüßt haben.

Ja, Frieden mit Gott, Frieden im Herzen, Frieden mit den Brüdern hast Du auf unsere sündige Erde gebracht, Du Mensch gewordener Gottessohn! Und darum beten wir Dich an, Du wunderbarer Friedensfürst, und singen Dir aus dankerfülltem Herzen:

O! Du des Himmels ew'ger Strahl,
Du Hoffnungsstern im Todesthal,
Des Höchsten Sohn, in Wettern groß,
Geboren aus der Jungfrau Schooß!

Reich' uns im Leben mild die Hand,
Daß rein der Geist zu Gott gewandt,
Sich auf zu Deinem Preise schwingt,
Und dir des Dankes Opfer bringt!

Ambrosius. Nach A. Stöber.

Auf Hohenpfirt, wo so lange ein böser, finsterer Geist gehauset, ist nun mit dem Frieden ein neues Leben erwacht und, so Gott will, auch der Segen eingekehrt. Es war ein schönes Fest, über das sich gewiß die Engel im Himmel wieder gefreut, als unser hochwürdiger Abt die alte Gräfin Edeltrude in seinem Wagen in Hagenthal abgeholet und nach Hohenpfirt gebracht hat, wo sie von den Kindern mit

jubelnder Freude, und von den Eltern mit tiefer Verehrung und herzlichem Dank empfangen worden, wir dann Alle in der Schloßkapelle gebetet, die heilige Meſſe angehört, welche unſer Abt ſelbſt geleſen, und endlich im großen Ritterſaale mit froh bewegtem Herzen das Verſöhnungsmahl mit einander genoſſen haben.

Die fromme Gräfin Adelheid hat ihr Gelübde gelöſet; ihrem Bruder alle Ländereien ihres väterlichen Erbtheils geſchenkt und iſt nach Hagenthal zur alten Gräfin gezogen, welche unter ihrer treuen Pflege und von ihrer zarten, ſinnenden Liebe umgeben, neu auflebt und ſich ſo glücklich fühlt, als ob ſie ſchon im Himmel wäre! Und wenn ich nun nach Hagenthal komme, und ich komme oft dahin, ſintemalen ich der Beichtvater der beiden Gräfinnen geworden — o! wie ſieht es jetzt ſo ganz anders, ſo traut und heimathlich aus, und wie waltet Gräfin Adelheid ſo ſtille und wohlthuend im Schloſſe, von der ganzen Dienerſchaft und von den Armen des Dorfes gleich einer Heiligen geliebt und verehrt! Auch die treue, alte Brigitte iſt nicht vergeſſen worden und wohnt jetzt mit Ruprecht im Pförtnerhauſe auf dem Schloßhofe, wo Herzelandchens Palme Wurzel gefaßt und zu der Kinder herzinniger Freude bereits ein ſchönes, grünes Bäumlein geworden.

Graf Ulrichs letzte, ſchauerliche Beichte iſt in den Archiven unſeres Kloſters niedergelegt und ſorgſam aufbewahret. Und bei der Leichenfeier in Veldpach, wo Alles, was ich ſeit des Grimmels Begräbniß erlebt, ſo lebendig an meiner Seele vorüber gegangen, ja, da mußte ich wieder ſagen: „Herr, Herr, Du weißt es! Tauſend Jahre ſind vor Dir wie ein Tag, der geſtern vergangen, und wie eine Nacht-

wache, und wenn es Dein heiliger Wille ist, so kann einst die Wahrheit dennoch bekannt und der arme Grimmel noch vor der spätern Nachwelt gerechtfertigt werden, wenn sein Geschlecht schon längst vorüber gegangen und mit ihm jeder Anlaß zu Streit und Hader verschwunden ist." *)

Und wenn ich nun zum Schlusse Alles überdenke und sehe, wie neben dem Fluche und den gerechten Strafen, welche Sünde und Missethat über dieses Haus gebracht, des Herrn Gnade durch die frommen Seelen Herzelande, Edeltrude, Adelheid und die lieben Kindlein gleichsam einen goldenen Faden seiner rettenden, versöhnenden Liebe gezogen hat, ja, da muß ich niederknieen, anbeten und mit dem Propheten sprechen: „Wir haben gesündigt, Unrecht ge„than, sind gottlos und abtrünnig geworden; „Dein aber, Herr, unser Gott, ist die Barmherzig„keit und Vergebung." Amen! (Dan. 9, 5—9.)

---

*) Als in den Stürmen der Revolution die Abtei von Lützel aufgehoben wurde, ist die Urkunde der letzten Beichte des Grafen Ulrich von Pfirt von einem Benediktiner dieses Klosters aufbewahret worden, in dessen Familie sie ein eifriger Alterthumsforscher, Herr Quiquerez, entdeckt hat. (Siehe: Esquisses historiques de l'ancien comté de Ferrette, par Ch. Goutzviller.)

Die Pfauenfeder.

„Ihr werdet das Ende eures Glaubens davon tragen, nämlich der Seelen Seligkeit.“
1 Petri 1, 9.

Im Jahr 1515 hat Mülhausen, das bis dahin eine freie Reichsstadt gewesen, einen ewigen Bund mit den Schweizern geschlossen, und ist in den Bund der Eidgenossen als zugewandter Ort aufgenommen worden. „Das gefiel aber „den Adeligen übel; sie wiegelten deutsch gesinnte, junge „Bürgerssöhne, vierzig an der Zahl, gegen die Obrigkeit auf. „Diese zogen mit Pfauenfedern auf den Hüten und mit „deutschem Trommelschlag durch die Stadt. Dagegen steckten „die schweizerisch gesinnten Jünglinge Straußenfedern auf, „und hielten mit schweizerischem Trommelschlag Umzug und „Freudenfeste auf ihren Zünften: es kam zu bösen Auftritten, „und um Ruhe und Ordnung zu erhalten, mußte die Obrig„keit die Aufwiegler theils gefangen einziehen, theils aus der „Stadt verweisen. Dieser Federn-Krieg dauerte aber noch „mehrere Jahre zwischen den jungen Burschen unserer Stadt „und den österreichischen Unterthanen der umliegenden Dörfer. „Die Pfauenfedern wurden aufrecht vornen auf den Hüten

„aufgesteckt, die Straußenfedern von hinten herum um die„selben gewunden. Die Deutschen nannten die Mülhauser „und die Schweizer überhaupt spottweise „Kühmäuler", und „riefen ihnen: „Muh! Muh!" nach, was in und außer „der Stadt oft Anlaß zu bösen Raufereien gegeben. Und „als 1520 der Bund mit den so lieb gewordenen Eid„genossen erneuert und mit frohen Festen gefeiert worden, da „kam es bald nachher auf der Kilbe von Riedisheim zwi„schen den Pfauen- und Straußenfedern zu offener Fehde, „Schlägereien und Todtschlag; und es bedurfte der ganzen „Umsicht und Mäßigkeit unserer Regierung, um den Landes„frieden zu erhalten."

Wie nun aber Luthers Schriften auch in Mülhausen den belebenden Geist der Reformation geweckt, und Obrigkeit und Geistliche mit Zwingli und den Straßburger Reformatoren in enge Verbindung getreten, da theilte sich auch die Bürgerschaft unserer Stadt in zwei feindlich gesinnte Parteien, und die Feindschaft der Adeligen wurde noch durch den Religionshaß vergrößert. In seiner Geschichte der Stadt Mülhausen sagt nun Petri, dem wir das Vorhergehende entlehnt, weiter:

„Huldreich von Hutten, ein edler Ritter aus Franken, „seiner Gelehrsamkeit und Tapferkeit wegen hoch berühmt, „ein großer Freund Doktor Luthers, ist wegen seiner Be„kenntniß und Verfechtung der evangelischen Wahrheit aus „seinem Vaterlande vertrieben worden und nach Mülhausen „gekommen, und der Obrigkeit und den Predigern besonders „lieb und werth gewesen, die sich mit ihm über die Religions„veränderung und Reformation ernstlich besprochen und be„rathen haben."

„Auf Gregori (12. März) dieſes Jahres 1523 iſt nach „reiflicher Berathung und Gutbefinden der Geiſtlichen und „Weltweiſen unſerer Stadt für Rath gebracht und dort er„kannt worden: „Daß die Schulerbuben hinfüro zum Ge„ſang der deutſchen Pſalmen und Lobgeſänge angeführt, die „Kinder in deutſcher Sprache getauft und das heilige Nachtmahl „der Gemeinde unter beiderlei Geſtalten ausgetheilt werden „ſolle. Statt der Frühmeſſe ſoll eine Frühpredigt ge„halten werden. Alſo, daß täglich ein Prediger oder Kaplan, „nach ihrer Ordnung, ein Kapitel der heiligen Schrift ab„leſen, dasſelbe kurz auslegen und ein gemeinſam Gebet „vorſprechen ſolle.““ (Petri Chronik, Seite 278.)

In jener Zeit wohnte, dem ſchönen, großen Sankt Johanniterhof gegenüber, in ſeinem eigenen, ſtattlichen Hauſe der ehrenveſte Zimmermeiſter Michael Köbelin, ein redlicher, wackerer Bürger unſerer guten Stadt. Von ſechs Kindern, die ihm ſeine getreue Ehefrau Magdalene geboren, waren nur zwei am Leben geblieben; Rudolph, der Aelteſte, ein feuriger, reich begabter Jüngling, und Anna, die Jüngſte, ein liebliches, munteres Mädchen, voll Geiſt und Leben, des Vaters Freude, der Mutter Troſt und das Herzkäferchen des großen Bruders, der, wie der Vater hoffte, die Familie zu hohen Ehren bringen ſollte. „Der Meiſter hatte es aber gar hoch im Kopfe mit dem Rudi!“ klagte oft ſeufzend die gute Frau Magdalene; denn, ſtatt daß er ihn, wie es doch ſo natürlich geweſen, zu einem tüchtigen Zimmermann herangebildet, hatte er ihn in der neu errichteten Buchdruckerei hinter den Barfüßern in die Lehre gegeben, bei einem fremden, deutſchen

Mann, den Frobenius von Baſel, geſchickt, und das machte der Mutter gar oft ſchwere Gedanken. Hatte doch auch ſie allerlei munkeln hören vom Doktor Fauſtus und ſeinem ſchwarzen Pudel mit den feurigen Augen, und wie es bei Erfindung der Buchdruckerei nicht mit rechten Dingen zugegangen und Zauberei getrieben worden, und ſie hätte viel darum gegeben, wenn ihr Rudi von der geheimnißvollen Kunſt weggeblieben und ein ſchlichter Handwerksmann geworden wäre.

Ueberhaupt erſchreckten und ängſtigten die vielen Neuerungen die gute Frau Magdalene, die gewohnt war, in Glaubensſachen ſich blindlings von ihrem Beichtvater leiten zu laſſen, und es ſchien ihr Sünde und Vermeſſenheit, wenn einfache Bürgersleute in Sachen der Religion ein Urtheil fällen wollten, von denen ſie doch offenbar nichts verſtehen konnten, und die lediglich ins Gebiet der heiligen Gottesmänner und Gelehrten gehörten. Meiſter Köbelin aber war anderer Meinung und behauptete: „Lange genug habe man das arme Volk am Gängelbande herumgeführt und ihm die Wahrheit vorenthalten. Die Stunde geiſtiger Freiheit habe endlich geſchlagen, und Jeder müſſe nun ſelbſt im Worte Gottes ſeines Glaubens Regel und ſeiner Seele Seligkeit ſuchen.“ Dieſe verſchiedenen Anſichten ſtörten aber den Frieden der Ehe nicht, denn Frau Magdalene war gewohnt, zu gehorchen und zu ſchweigen, auch wenn ſie anderer Meinung als ihr geſtrenger Herr und Meiſter geweſen. Auch hatte ſie ja eben durch dieſe Neuerung einen lieben Hausgenoſſen gewonnen, der es gar wohl verſtand ſie zu beruhigen und ihren gebeugten Muth wieder aufzurichten.

Bruder Gregori, ein Auguſtinermönch, war, nachdem ſein Kloſter aufgehoben, zu Meiſter Köbelin gekommen und hatte ihn um Arbeit gebeten. Jahre lang war er der Zimmermann in der Auguſtei geweſen und wollte nun auch bei ſeinem Handwerk bleiben und ſterben. Mit dem guten Bruder war aber ein wahrer Segen, ja gleichſam ein Engel des Friedens in's Haus gekommen, und er ſprach doch ſo wenig, als ob ſeine Zunge durch der Karthäuſer Gelübde gebunden geweſen; aber er hörte ſie Alle geduldig und freundlich an. Die Klagen der beſorgten Meiſterin, die er gewöhnlich mit dem tröſtenden Spruche: „Der Herr wird's verſehen!" beſchwichtigte, und die großen Reformationspläne des Meiſters, der in ſeinem heiligen Eifer über die herrſchenden Mißbräuche in der Kirche in Gefahr ſtund: „das Kind mit dem Bade auszuſchütten," wie ihn der gute Gregori ruhig lächelnd gewarnt.

Auch Rudi's Vertrauter war der ſtille Kloſterbruder geworden, und er mußte gegen ſeine Gewohnheit viel ſprechen, um alle Sophismen des jungen Hitzkopfes zu widerlegen. Denn in der letzten Zeit war eine ſchlimme Veränderung mit Rudi vorgegangen, und er war mit Allen und mit Allem unzufrieden, nur mit ſich ſelber nicht. Der Vater war ihm zu ſtreng und verſtund ihn nicht; die Mutter zu ſchwach und hatte keinen Willen; ſeine Stellung in der Druckerei eine untergeordnete, die ihn zur Maſchine herabwürdigte, Buchſtaben zu entziffern und zu ſetzen. Auch ſchimpfte er heftig über die Obrigkeit, welche die Stadt ſo eigenmächtig vom deutſchen Reiche losgeriſſen, den Bund mit den rohen Schweizern geſchloſſen, den Widerſtand hochherziger, deutſch geſinnter Jünglinge tyranniſch unterdrückt und jetzt den ver-

lumpten Haudegen, den vertriebenen Hutten, den man nirgends mehr dulden wollen, aufgenommen und beherberge, und durch ihn das lutherische Ketzerthum in unserer guten Stadt eingeführt habe. Dieses Alles mußte der gute Gregori geduldig anhören, mußte den wilden Strom dahin brausen lassen, nachdem er sich vergeblich bemüht, ihn recht zu leiten, und mußte der Vermittler zwischen Vater und Sohn sein, die mit ihren entgegengesetzten Ansichten und Meinungen oft gar hart aneinander stießen.

Mit Schwarzhans, dem Kammerdiener des wohlweisen, wohledlen, ehr- und tugendsamen Herrn Stadtschreibers Oswald von Gamsharst, und mit den beiden Klosterfrauen Margaretha von Grafenried, und Maria Nagel vom alten Schönenstein, müssen wir aber auch noch Bekanntschaft machen. Schwarzhans war damals eine der bedeutendsten Persönlichkeiten unserer kleinen Republik, denn nicht nur war er der rechte Arm seines Herrn, dessen ganzes Vertrauen er besaß, sondern er hatte auch den Herrn Stadtschreiber nach Rom begleitet, als dieser anno 1513 mit den eidgenössischen Gesandten zum Papste Julius gereiset, und das schöne Banner von weißem Damast an einer goldenen Stange, mit Sankt Stephans*) Bildniß, ein Geschenk des Papstes für unsere Stadt mitgebracht!**)

Wenn aber Einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen.
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät' das Reisen wählen,

---

*) Mülhausens Schutzpatron.

**) Petri Chronik, Buch V., Kapitel 8, Seite 233.

hat vor Allem der Herr Urian gesungen. Und so hat auch unser Schwarzhans, als er mit Herrn von Gamsharst von Rom wieder heim gekehrt, wo er „den Papst gesehen!“ seinen Mitbürgern viel erzählen müssen, und gar Vieles erzählt, das er eben nicht in seinem Verzeichniß der Reiseausgaben aufgeschrieben — ein Verzeichniß, welches heutigen Tages noch in den Archiven unserer Stadt aufbewahret wird und dort zu lesen ist. Einem kleinen Kreis vertrauter Freunde, die gewöhnlich Abends bei Meister Köbelin zusammen kamen, erzählt Schwarzhans am liebsten und am ausführlichsten von seinen römischen Erlebnissen; ob er aber die Kirchenreformation, wie sie damals genannt, im Herzen seiner Zuhörer dadurch befördert oder gehindert? das wollen und können wir nicht entscheiden, sintemalen unsere Chronika ein gänzliches Stillschweigen darüber beobachtet.

Das Sankt Clarenkloster, eine reiche Abtei unserer Stadt, war unter der verschwenderischen Aebtissin Gertrude von Mühlheim so sehr in Verfall gerathen, daß der Provinzial des Ordens anno 1498 sechs Klosterfrauen von Dillingen gesandt, um, wie die Chronik erzählt: „die Mülhauser Nonnen mores zu lehren und das Kloster wieder in bessere „Zucht und Ordnung zu bringen.“ Margaretha von Grafenried war eine Keser sechs Klosterfrauen, und nachdem sie vergeblich versucht, einen bessern, ernsteren Geist bei ihren Klosterschwestern zu erwecken, hatten sie sich in jener Zeit der Wiederauflebung der Künste und Wissenschaften viel mit Literatur beschäftigt, und unter des Leutpriesters Augustin Krämers Leitung Lateinisch gelernt, um die Schriften der Alten, und besonders die Vulgata lesen zu können; so las sie auch später Hans Sachsens, Ulrichs von Hutten, und

mit wahrer Begeisterung Doktor Martin Luthers und Zwingli's deutsche Schriften. Eine verwandte, gleichgesinnte Seele hatte Margaretha an der jungen Schwester Maria Nagel vom alten Schönenstein gefunden, und als die übrigen Nonnen das Kloster verlassen, und nach Freiburg im Breisgau geflüchtet sind, da kam es ganz von selbst, daß Margaretha und Maria, durch ihre evangelischen Ueberzeugungen von ihnen getrennt und gehaßt, allein in der Abtei zurück geblieben sind.*) Schwester Maria pflegte nun mit kindlicher Liebe und Hingebung die alte, kränkliche Margaretha, auch hatte sie mit Meister Augustins Beistand im Refectorium des Klosters eine Mädchenschule angefangen, in der Anna Köbelin bald die beste Schülerin und Maria's Liebling geworden.

Am Sonntage Judica 1523, nachdem der Rath die Kirchenreformation einzuführen beschlossen, sind am Nachmittage, es war ein schöner, warmer Frühlingstag, unsere Freunde Schwarzhans, Gregori und Meister Köbelin gar traulich und vergnügt auf dem Zimmerplatz beisammen gesessen. Die Meisterin hatte ein schönes, großes Milchbrod (Osterkuchen) gebacken, und der Meister eine Flasche guten, alten Wein aus dem Keller geholt, der natürlich die ge-

*) Im Januar 1523 sollten die Nonnen, nach einem Beschluß des Raths, das Sankt Clarenkloster verlassen, und was sie darein gebracht, wieder mitnehmen. Dies war den heiligen Jungfrauen nicht recht; sie begehrten einen Aufschub, um es an ihre Eltern zu berichten. In der Mitte desselben Monats gingen sie heimlich davon; sie hatten sich einen Wagen von Freiburg im Breisgau herfenden lassen, der sie ins dortige Kloster brachte. Nur zwei von ihnen blieben in Mülhausen zurück. (Graf, Geschichte der Kirchenverbesserung der Stadt Mülhausen, Seite 15.)

müthliche Stimmung der drei Männer erhöhte und ihr Herz noch mehr erfreuen half. Hatten ſie doch heute zum erſten Mal in der Kirche den ſchönen 32ſten Pſalm in unſerer guten deutſchen Sprache, von Doktor Luther überſetzt, ſingen gehört. Und war ihnen Allen zu Muthe, als ſei damit die Scheidewand niedergeriſſen, welche ſie von ihrem Gott getrennt, und als könne nun jeder ſelbſt vor Ihn treten und ſelbſt mit Ihm reden, wie das Kind mit ſeinem Vater. Anna, welche in der Schule bei Schweſter Maria den Pſalm auswendig gelernt, mußte ihn noch einmal herſagen, und als ſie dies mit kindlicher Innigkeit gethan, rief unwillkürlich Frau Magdalene, die mit gefalteten Händen und tief ergriffen zugehört:

„Ach ja! Es iſt doch eine köſtliche Sache um das liebe deutſche Gotteswort!“

„Das uns deine heiligen Prieſter ſo gerne noch verbergen und wieder entreißen möchten!“ warf der Meiſter ein.

„Mutter“, ſagte Anna, „Schweſter Maria läßt Euch ſagen, Ihr ſollt den Spruch: „Du biſt mein Schirm, Du wolleſt mich vor Angſt behüten“, auswendig lernen und jedes Mal beten, wenn Euch wieder ſo bange wird.“

„Auswendig lernen, Kind! Wie ſoll das zugehen, da ich ja weder leſen noch ſchreiben kann“, entgegnete kleinlaut die gute Frau.

„Ich will's Euch vorſagen, Mutter, wie Schweſter Maria mir den Pſalm vorgeſagt, bis ich ihn auswendig gewußt.“

„Annele“, ſprach Schwarzhans, „verſuch's einmal und ſchreibe den Spruch auf dein Schiefertäfelchen, aber richtig und leſerlich, ſo können ihn dann der Vater oder der Rudi der Mutter vorſagen, wenn du in der Schule biſt.“

Die klugen, schwarzen Augen der kleinen Anna funkelten wie Karfunkelsteine bei diesem Vorschlag. Freudig sprang sie in's Haus, holte ihr Schiefertäfelchen, setzte sich auf einen kleinen Block zu Schwarzhansens Füßen nieder, und fieng ihre gelehrten Uebungen an: „D. u. — Du, b. i. st. — bist, m. e. i. n. — mein", das gieng ganz prächtig, und bei jedem der drei Wörter, welches Schwarzhans richtig gefunden, klatschte Anna freudig in die Hände, und Vater, Mutter und Bruder Gregori nickten der kleinen Künstlerin bewundernd ihren Beifall zu! Aber schon bei „Schirm" wurde Anna irre, und während ihr Schwarzhans langsam die Buchstaben vorsagte, sprang ihr Liebling, ein allerliebstes kleines Kätzchen auf ihren Schooß, tappte ohne Umstände auf dem Schiefertäfelchen herum, um den Griffel zu erhaschen, und verwischte in seinen drolligen Sprüngen die drei Meisterstücke der jungen Schreiberin:

„O! du tausigs Busi du!" rief Anna, wider Willen lachend, indem sie das Schiefertäfelchen in die Höhe hob und das possierliche Thierchen auf den Boden setzte. „Nun muß ich wieder von vorne anfangen; aber ich will's allein schreiben, Schwarzhans, und Ihr werdet sehen, ich bring's ohne Fehler zu Wege." So sagend warf Anna ihrem Busi eine hölzerne Kugel zum spielen hin, und nachdem sie sich eine Weile an seinen lustigen Sprüngen ergötzt, setzte sie sich auf einen Balken, der auf dem Zimmerplatze lag, und fieng wieder emsig zu schreiben an.

„Wo nur unser Rudi bleibt," seufzte jetzt die Meisterin. „Er ist gleich nach dem Frühstück fort gegangen, nicht zum Mittagessen heim gekommen, und wohl auch nicht in der Kirche gewesen, ich hab ihn wenigstens nirgends erblickt.

Wenn er sich nur nicht vom Schmiedmarti verführen läßt. Der unheimliche Mensch streicht ihm seit einiger Zeit immer nach, und ich weiß nicht warum; aber mir ist so bange, als ob uns ein großes Unglück bevorstünde."

„Der Schmiedmarti ist ein gefährlicher Mensch, ein Werkzeug der Adeligen und der Päpstler, die unsere jungen Hitzköpfe wieder aufwiegeln möchten, wie vor acht Jahren, als der ewige Bund mit den Eidgenossen geschlossen worden. Darum laßt Euren Rudi nicht mit den wüsten Gesellen verkehren, Meister, er könnte sonst in gar böse Händel verwickelt werden."

„Kann ich ihn halten, Schwarzhans, oder dem Wasser gebieten, daß es nicht laufen, oder dem Feuer, daß es nicht brennen soll? Der Schmiedmarti ist mir schon lange verdächtig; aber so oft ich den Rudi vor ihm warne, so braust er auf, wie ein wildes Roß, dem man Zaum und Gebiß anlegen will. Möchte wohl wissen, was der große Schlingel von Marti jetzt im Schilde führt."

„Nichts Gutes, Meister, das kann ich Euch mit Gewißheit voraussagen. Der böse Geist des Aufruhrs gährt wieder unter unsern jungen Leuten; und Ihr werdet sehen, der heillose Spektakel geht in kurzer Zeit wieder los. Aber unser Herrgott wacht, und eine hochlöbliche Obrigkeit ebenfalls."

„Ach! Warum ist man doch nicht ruhig und im Frieden beim Alten geblieben! Und wenn ich nur wüßte, wo der Rudi ist, und warum er nicht heimgekommen", klagte die Meisterin leise vor sich hin, während ihr Mann und Schwarzhans immer tiefer mit einander in den Text geriethen, Anna eifrig über ihrem Schreibtäfelchen studirte, und Bruder Gregori, mit dem Busi auf dem Schooße, sanft eingeschlafen war.

Wo der Rudi gewesen und warum er nicht heim gekommen, das müssen wir aber, ehe wir weiter gehen, zuerst noch erzählen. Am Morgen war er gleich nach dem Frühstück grollend in die Druckerei gegangen, wohin er beschieden, weil E. E. Rath befohlen, die sieben in's Deutsche übersetzten Bußpsalmen schleunigst nachzudrucken, um sie in den Schulen einführen und unter der Bürgerschaft verbreiten zu können. Frobenius hatte aber noch spät am Samstag Abend die nöthigsten Exemplare durch den Stadtboten von Basel geschickt, und so hieß es in der Druckerei: „Man brauche nun am Sonntag nicht zu arbeiten, und Jeder könne in die Kirche gehen und dem ersten reformirten Gottesdienste beiwohnen." Das war nun Rudi wieder nicht recht, denn er wollte nicht in die Kirche gehen, weil er, von Stolz und Leidenschaft hingerissen, auf böse Wege gerathen und im Begriffe stand, sich wider Gott und seine heiligen Gebote zu empören.

„Bst, bst, Rudi!" rief der Schmiedmarti, der in einer Ecke an der Ringmauer auf ihn gewartet.

Rudi fuhr unwillkürlich zusammen; es war ihm unheimlich zu Muthe, und hätte ihn der Schmiedmarti nicht am Wamse gefaßt und fest gehalten, so wäre er lieber vorüber gegangen, ohne auf den Ruf zu achten: „Was willst du schon wieder, Marti?" fragte er gedehnt.

„Dir Eva's Gruß und unser Bundeszeichen bringen", erwiderte Marti, indem er ihm eine schöne Pfauenfeder in die Hand steckte.

„Eva's Gruß! Kann ich sie sehen, Marti? Ich muß endlich Gewißheit haben, muß wissen, ob ich hoffen darf, — ob Eva mich liebt, oder ob ihr Beide mich zum Narren

habt und euren Spott mit mir treibt;“ rief Rudi mit funkelnden Augen und glühendem Geſicht.

„Nur nicht ſo laut geſchrieen, Rudi, ſonſt kann es die ganze Druckerei hören und gleich darüber an den geſtrengen Herrn Stadtſchreiber referiren. Daß Eva keinen lutheriſchen Ketzer und kein ſchweizeriſches Kuhmaul, ſondern nur einen rechtgläubigen, deutſchen Jüngling freien wird, das weißt du ſchon lange; weißt auch, daß, wenn unſer Anſchlag gelingt, wir dich einſtimmig zu unſerem Stadtſchreiber erwählt — und willſt du die ſchöne Braut gewinnen, ſo kämpfe um den Preis — ich meine, Eva ſei wohl des Kampfes werth.“

„Du ſingeſt immer das alte Lied, Marti, und damit komme ich dem Ziele nicht näher.“

„Morgen geht's los, Rudi, und wir jagen dem von Hutten eine Hagenbachiſche Rotte durch's Haus!“*)

„Es iſt des Stadtſchreibers und nicht Huttens Haus.“

„Deſto beſſer, Rudi; denn wenn der alte Fuchs mit ſeinem ſaubern Gaſte aus dem Wege geräumt iſt, ſo haben wir gewonnen Spiel, können dabei auf den Beiſtand des Adels und der Regierung von Enſisheim zählen, und ſind dann vom Ziele nicht mehr ſo weit, wie du meinſt, du ungläubiger zukünftiger Herr Stadtſchreiber du!“

Rudi ſtand unſchlüſſig und murmelte dumpf vor ſich hin: „Alſo auf Mord und Todtſchlag iſt's abgeſehen!“

„Wir ſetzen unſer Leben auch dran, Rudi. Wer unterliegt, muß in's Gras beißen, und der Sieger behält das Feld, das iſt von jeher anerkanntes Kriegsrecht geweſen.“

„Ich muß zuvor mit Eva ſprechen!“

---

*) Petri Chronik, Seite 279.

„Willſt du ſie gewinnen oder nicht?"

„Ja, ich will's um jeden Preis!"

„Nun, ſo ſei ein Mann und keine Memme, Rudi. Biſt du doch ſchon längſt durch einen Eid gebunden, und der Unſern Einer. Alſo morgen Abend, Schlag ſieben, kommſt du auf die Schmiedleut-Zunft, die Pfauenfeder aufrecht vorne auf den Hut geſteckt. Waffen ſind für alle unſere Mannen auf der Zunft bereit. Die Loſung: „Hutten heraus!" und wenn wir Alle verſammelt ſind, und wir ſind eine große Zahl, ſo geht's mit deutſchem Trommelſchlag dem Platze zu, wir umzingeln des Stadtſchreibers Haus, ſtürmen es und jagen dem ketzeriſchen von Hutten einen Degen durch ſeinen ſiechen Leib!"

Vom Stephansthurme ertönte jetzt das friedliche, feierliche Geläute unſerer alten Glocken; wie eine Antwort des Himmels auf des Meuterers Mordanſchlag. Rudi wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, und der Schmiedmarti eilte mit den Worten davon: „Wir zählen auf dich, Rudi, — oder, du weißt es: Tod dem Verräther!"

Armer, armer Rudi, wie verhallte die warnende Gottesſtimme ſo ungehört im Sturme deiner Leidenſchaften, und wie wogte es ſo ſtürmiſch auf und nieder in deiner gequälten Bruſt! Du kannteſt Ihn nicht, den guten Herrn und Meiſter, der allein deine Seele bewahren und ſie aus der Gewalt des Böſen hätte erretten können — aber er kannte, er liebte dich, der gute Hirte, und iſt ſeinem verirrten Schafe treulich nachgegangen!

Das Gotteshaus war an dieſem Morgen überfüllt, denn die geſammte Bürgerſchaft wollte heute dem erſten in deutſcher Sprache gehaltenen Gottesdienſte beiwohnen, und

das Wort Gottes verkündigen hören, mit Andacht und freudigem Danke die Einen, mit Angſt und Schrecken und ſchlecht verhehltem Aerger die Andern. Auf den Straßen war es ſtill und leer geworden, und Rudi eilte im Sturmesſchritt durch die feiernde Sabbathruhe am Vaterhauſe vorüber, dem Burgplatze zu, wo Eva wohnte. Eva! die bildſchöne Eva, des Schmiedmarti's jüngſte Schweſter, war das ſchönſte Mädchen der ganzen Stadt, und der Köder, mit dem ihr Bruder den jungen, unerfahrenen Rudi in ſein Netz gezogen und gefangen hatte. Die ſchlaue Dirne hatte mit gewandter Klugheit den Plan des Verführers gefördert und es gar gut verſtanden, bald durch freundliches Entgegenkommen, bald durch ſtolzes Zurückziehen in Rudi's feurigem, empfänglichem Gemüthe den Zunder der Leidenſchaft anzufachen und zu nähren. In der letzten Zeit aber hatte Eva ſich ſo ſpröde geberdet und beinahe unſichtbar zu machen gewußt, daß Rudi, auf's Aeußerſte getrieben, den Entſchluß gefaßt, ſich Gewißheit zu verſchaffen, möge es auch koſten, was es wolle.

Um auf den Burgplatz zu gelangen, mußte er, wie ſchon geſagt, am Vaterhauſe, und alſo auch am Sankt Johanniterhofe vorüber. Dort hielten heute Abend die Adeligen der Umgegend beim Ordensritter ein Feſtgelage. Der Hof war mit Wagen und Pferden, Jägern, Dienern, Hunden und Falken angefüllt, und das lärmende Gebrauſe bildete einen peinlichen Kontraſt mit der ſtillen Sonntagsfeier, die ſonſt in der ganzen Stadt herrſchte. Vor Eva's Hauſe angelangt, blieb Rudi eine Weile unſchlüſſig ſtehen; es war Niemand daheim, und ſie mochten wohl Alle in der Kirche ſein. Rudi gieng über die Hausflur und wollte im Gärtchen in der

ihm wohlbekannten Reblaube auf Eva warten. An der Gartenthür aber blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen, denn in der Laube saßen, ihm mit dem Rücken zugewandt, Eva und der Junker Arnold von Blumeneck in traulichem Gekose neben einander. Der Junker hatte seinen Arm um Eva geschlungen, und Rudi konnte nicht verstehen, was er ihr sagte; da rief Eva auf einmal mit lauter Stimme: „Rudi Köbelin, der einfältige, eingebildete Tropf!“ und brach dann in ein höhnisches Gelächter aus, in das Junker Arnold von Herzen mit einstimmte, — und von Zorn und Eifersucht getrieben, stürmte der enttäuschte Rudi fort, zum Thore hinaus und immer weiter hinauf bis in den Tannenwald, der aber damals viel größer und dichter gewesen als er jetzt noch ist.

Wie lange Rudi sich im Walde herumgetrieben, hätte er wahrlich nicht zu sagen vermocht, denn er befand sich in einer jener heftigen Gemüthsbewegungen, welche die Seele betäuben und ihr das klare Bewußtsein rauben. Unaufhörlich klang in seinen Ohren Eva's spöttischer Ausruf und ihr höhnisches Gelächter wieder, er ballte die Faust und rief zornig in den Wald hinein: „Verspottet, verrathen und betrogen!“ Und wenn ihm dann das Echo getreulich seine Worte zurückgesandt, so antwortete eine andere Stimme in seinem Innern: „Und gebunden durch deinen thörichten Eid, unauflöslich an die Verräther gebunden!“ Ja, er war vom Bösen gebunden, denn um Eva zu gewinnen, hatte er den Weg des Rechtes und der Pflicht verlassen, und nun er sich von ihr, der er alles, selbst seine bessere Ueberzeugung geopfert, verspottet und betrogen sah, fühlte er sich mit bitterer Verzweiflung an die heillosen Umtriebe der Empörer gekettet.

— Und der arme Rudi iſt mit einer Hölle im Herzen — es mochte ungefähr gegen fünf Uhr Abends ſein — endlich heim gekehrt, wo er alle noch beiſammen auf dem Zimmerplatze gefunden.

Anna, die eben glücklich den Bibelſpruch auf ihrem Schreibtäfelchen vollendet und es im Triumphe zu Schwarzhans getragen, erblickte ihn zuerſt an ſeinem Kammerfenſter, das auf den Zimmerplatz gieng und im Erdgeſchoße lag. „Mutter, der Rudi iſt da!“ rief ſie freudig, indem ſie ſchnell wie der Wind ans Fenſter ſprang.

Als Rudi ſein liebes Schweſterchen ſo fröhlich auf ſich zueilen ſah, fühlte er ein unnennbares wohlthuendes Gefühl, das ſeinen ſtechenden Schmerz wie lindernder Balſam beſänftigte. Schnell warf er ſein Baret und die unglückliche Pfauenfeder, die er aus dem Buſen gezogen, weil ſie ihn wie feurige Kohlen gebrannt, aufs Bett, ſprang zum Fenſter hinaus, nahm Anna in ſeine Arme und drückte ſie ſo ungeſtüm ans Herz, daß das gute Kind laut aufgeſchrieen.

„Rudi, wo biſt du ſo lange geblieben und warum nicht zum Mittageſſen heimgekommen? — Aber, mein Gott, wie du ausſiehſt; du biſt doch nicht krank, Rudi?“ ſagte Frau Magdalene beſorgt, als ſie ſein verſtörtes Angeſicht erblickte.

„Kopfweh, Mutter, von der heißen Märzſonne wahrſcheinlich, es wird ſchon vorübergehen.“

„Rudi, ich will wiſſen, wo du dich den ganzen heiligen Sonntag herumgetrieben und warum du nicht in der Kirche geweſen“, fragte der Vater ſtreng und ebenfalls von Rudi's ſonderbarem Ausſehen erſchreckt.

Wir ſind leider nie geneigter aufzubrauſen, als wenn wir ein böſes Gewiſſen haben. So hatten auch des Meiſters

ſtrenge Worte Rudi's Zorn von neuem entflammt und er war eben im Begriff, dem Vater eine recht böſe, trotzige Antwort zu geben, als Anna verwundert ausrief:

„Aber nein! Wo hat nur das Buſi die ſchöne Feder gefunden?"

Und das arme, unſchuldige Buſi kam mit der Pfauenfeder im Maul, ganz vergnügt und ſtolz über ſeine Beute, aus Rudi's Kammerfenſter geſprungen und legte ſich damit ſpielend zu Anna's Füßen nieder. Bei dieſem Anblick gerieth aber Rudi gänzlich außer ſich. Zornig entriß er dem Buſi die Pfauenfeder, ergriff ein Beil, das auf dem Boden lag, verſetzte damit dem armen Thierchen den Todesſtreich und beſpritzte Anna's Sonntagskleidchen mit dem Blute ihres getödteten Lieblings.

„Jeſus Maria!" ſchrie die Mutter, und: „Biſt du von Sinnen, Rudi!" der Vater, indem er ihm beſtürzt das Beil aus den Händen entwand.

„O Buſi, mein Buſi!" jammerte die erſchrockene Anna und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Eine gute Weile blickte Rudi mit ſtarren Augen umher und als er das getödtete Kätzchen zu ſeinen Füßen liegen ſah, ſchleuderte er heftig die Pfauenfeder weg und rief, wie aus einem böſen Taumel erwachend: „Gottlob, daß ich nur das Buſi getroffen!"

Mitleidig und ſachte hat Bruder Gregori das arme Kätzchen vom Boden aufgehoben und tröſtend zu der weinenden Anna geſprochen: „Es hat nicht viel gelitten, Annele, und iſt auf den erſten Streich todt geweſen. Du mußt es dem Rudi nicht nachtragen, er war im Zorn und wußte nicht, was er that."

Schwarzhans aber, der die Pfauenfeder mit den Worten aufgehoben: „Ei, ſo geht denn der heilloſe Federnunfug von neuem wieder an!“ iſt zu Rudi getreten und hat mit feſter Stimme geſagt: „Du biſt unter die Empörer gerathen, junger Menſch, dein Zorn und dieſe Feder zeugen wider dich.“

„Um Gotteswillen, nein, das wird doch nicht ſein!“ rief händeringend Frau Magdalene.

Der Meiſter war erblaßt und ſprach mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung zitterte: „Gieb der Wahrheit Zeugniß, Rudi; was iſt's mit dieſer Pfauenfeder und was haſt du gethan?“

„Du biſt unter die Empörer gerathen!“ wiederholte Schwarzhans eindringlich.

„O, laßt mich, laßt mich“, entgegnete Rudi traurig und mit tonloſer Stimme. „Ich bin verloren, ja, ſie haben mich betrogen, verrathen, aber ein Verräther will ich nicht ſein. — Schwarzhans, ich bin Euer Gefangener, führt mich in den Walkenthurm.“

Und mehr war nicht von dem armen Rudi herauszubringen, ſeine Kraft war gebrochen. Willenlos, wie ein kleines Kind, ließ er ſich ins Haus führen, wo er auf einen Stuhl ſank, vor ſich hinſtarrte und auf des Vaters und Schwarzhanſens Fragen und Zureden keine Antwort gab, bis er wieder in die Worte ausbrach: „Führt mich in den Walkenthurm, Schwarzhans, ſonſt tödten ſie mich morgen vor des Vaters und der Mutter Augen!“

„Iſt es ſo gemeint, und morgen ſchon!“ ſagte Schwarzhans ernſt und betroffen, „ja, da muß ich es freilich ſogleich dem Herrn Stadtſchreiber berichten.“ Und ſofort verbarg er die blutige Pfauenfeder unter ſeinem Wamſe und gieng dann,

ſo ſchnell es ihm ſeine ſiebenzigjährigen Beine erlaubten, zu ſeinem verehrten Herrn heim.

Schweigend und in ſich gekehrt ſchritt Meiſter Köbelin mit großen Schritten in der Stube auf und nieder. Die Meiſterin zitterte und weinte draußen in der Küche, wo Bruder Gregori ſich vergeblich bemühte, ihr Muth und Troſt einzuſprechen. Anna kniete vor dem verſtörten Bruder, hielt ſeine kalten Hände zwiſchen den ihrigen und fragte weinend: „Was haſt du denn, Rudi, und warum biſt du ſo böſe geworden und haſt mein armes Buſi umgebracht?“

Unterdeſſen war es finſter geworden; traurig kam Schwarzhans zurück: „Ich muß dich in den Walkenthurm führen, Rudi. Willſt du gutwillig mit mir kommen oder muß ich den Stadtknecht holen?“

Rudi ſtand auf: „Ich bin bereit und gehe freiwillig mit Euch.“

Vater, Mutter und Gregori waren wie vom Donner gerührt; aber Anna klammerte ſich feſt an den Bruder und rief zornig: „Nein, nein, Schwarzhans, Ihr dürft den Rudi nicht in den Walkenthurm führen, weil er mein Buſi getödtet hat; es iſt meine Katze geweſen und geht Niemand nichts an!“

Rudi drückte ſein Schweſterchen wieder ans Herz, aber nicht ſo ungeſtüm wie das erſte Mal, und ſagte wehmüthig: „Ich muß gehen, Anna; tröſte Vater und Mutter und betet Alle für mich!“

„Muß es ſein, Schwarzhans?“ fragte der Meiſter gepreßt.

„Es iſt zu ſeinem Heile, Meiſter, und wenn er in ſich geht und die Wahrheit bekennt, ſo kann noch alles gut werden.“

„Ach! er ist ja schon in sich gegangen, schaut ihn doch nur an, Schwarzhans, wie er so reumüthig dasteht!“ rief weinend Frau Magdalene und schloß den tief erschütterten Sohn in ihre treuen Mutterarme.

„Vater, verzeiht mir, wenn Ihr könnt!“ bat Rudi weich, indem er dem Meister die Hand bot.

Dieser schüttelte sie kräftig und eine große Thräne rollte langsam in seinen Bart, als er mit zitternder Stimme erwiderte: „Strafe muß sein, Rudi — du hast gefehlt, und möge dir unser Herrgott deine Schuld vergeben, wie ich es von ganzem Herzen thue.“

„Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist. Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet und in dessen Geist kein Falsch ist“ (Psalm 32, 1—2), betete Bruder Gregori andächtig und mit gefalteten Händen.

Rudi seufzte tief auf, blickte ihn dankend an und ein wehmüthiges Lächeln glitt über sein bleiches Angesicht.

Schwarzhans öffnete die Thür und die kleine, muthige Anna rief entschlossen: „Ich gehe auch mit, Schwarzhans, und will den Rudi in den Thurm begleiten.“

„Du, Annele! hättest du wirklich den Muth dazu? — Schau, das hat dir Gott eingegeben, so können wir drei, ohne Argwohn zu erregen, nach dem Thurme gehen, der nahe bei der Druckerei liegt. Denn es darf niemand wissen, wo der Rudi hingekommen. Das soll ich euch ganz besonders einschärfen, haben der Herr Stadtschreiber ausdrücklich befohlen, und nun komm, Rudi, in Gottes Namen.“

„Wartet nur noch einen Augenblick“, rief die besorgte Mutter, „der Rudi muß sein wollenes Wams mitnehmen,

es ist so feucht und kalt im Walkenthurme; ach, wenn er sich nur nicht erkältet!"

Schwarzhans nahm das Wämschen unter seinen Arm, Rudi ergriff Anna's Hand, und das liebe Schwesterhändchen in der seinigen fühlend, gieng er mit erleichtertem Herzen unter dem sternenhellen Frühlingshimmel dem düstern Walkenthurme zu. Als aber auf Schwarzhansens Ruf der Hüter die schwere, eiserne Thüre aufgeschlossen und er nun getrennt von seinen Lieben allein in diesen kalten, finstern Mauern Licht und Freiheit entbehren sollte, da wurde der arme Rudi von einem Schauer ergriffen, er trat einen Schritt zurück, athmete noch einmal aus voller Brust die reine, frische Himmelsluft und schloß sein Schwesterchen schmerzlich bewegt in die Arme. „Anna", sagte er, „weißt du den Spruch, den mir vorhin Bruder Gregori zum Abschied gesagt?"

Anna, ebenfalls durch die schaurige, schwarze Thür und das rohe Aussehen des Thurmhüters erschreckt, faßte Rudi um den Hals und antwortete weinend: „Wohl dem, dem seine Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist!" Es ist der Psalm, den man heute in der Kirche gesungen. Aber, Rudi, wenn du nur nicht in den grauslichen Thurm hinein müßtest. Ach, darf er denn nicht wieder mit uns heim kommen, Schwarzhans?"

„Sei ruhig, Annele, es soll ihm kein Leid geschehen und du darfst ihn vielleicht morgen schon wieder besuchen", sagte der Thurmhüter mit einer so freundlichen Stimme, daß Anna und Rudi ihn ganz verwundert, ja beinahe getröstet angeblickt.

„Es ist kein Mensch, der nicht sündiget, aber bei Gott ist viel Gnade und Barmherzigkeit; rufe ihn an, Rudi, und Er wird mit dir sein", sprach Schwarzhans tröstend.

Rudi drückte die Hand des redlichen Alten, küßte Anna's rosige Wange und gieng dann festen Schrittes mit dem Hüter in den Thurm hinein. Dröhnend schloß sich die Thüre hinter ihm zu; aber in seinem Innern hieß es immer wieder: „Wohl dem, dem seine Uebertretungen vergeben sind!“ und mit dem aufrichtigen Wunsche, diese göttliche Vergebung zu erlangen, ist Rudi im kalten, finstern Gefängnisse auf seine Kniee gesunken, hat reuevoll an seine Brust geschlagen und zum ersten Mal in seinem Leben von ganzem Herzen gebetet: „Gott sei mir Sünder gnädig!“

Auf Herrn von Gamsharst's Gastzimmer saß an jenem Sonntag Abend erschöpft und trübe der Ritter Ulrich von Hutten in seinem Lehnstuhl. Er blickte traurig auf sein vergangenes Leben zurück und hoffnungslos in die düstere Zukunft, die vor ihm lag. Krank, arm, verfolgt und von allen verlassen, war er im December 1522 nach Basel gekommen, um bei den Schweizern Hülfe für seinen Freund Sickingen zu suchen, für sich selbst „ein Nest, wo er sterben könne“, wie sein ehemaliger Freund Erasmus damals spöttisch geschrieben. In Basel angelangt, wollte Hutten sich an Erasmus wenden; aber der vornehme, gemächliche Erasmus, der es weder mit dem Kaiser noch mit dem Papste verderben wollte, fürchtete sich, den geächteten, flüchtigen Hutten in seinem Hause zu empfangen und ließ ihm durch den Ritter von Eppendorf sagen: „Er verbitte sich seinen Besuch.“ Der Magistrat von Basel wollte ihm ebenfalls den Aufenthalt in der Stadt nicht gestatten, und in allen seinen Hoffnungen getäuscht, in tiefster Seele verletzt und empört über das herz-

loſe Benehmen ſeines ehemaligen Freundes, flüchtete Hutten nach Mülhauſen, wo er eine heftige Schrift gegen Erasmus geſchrieben und herausgegeben, auf welche dieſer mit der ihm eigenen feinen Ironie geantwortet hat. Dieſes alles und wohl noch ſo manches andere aus ſeinem ſturmbewegten Leben mochte an jenem Abend an des armen Ritters Seele vorübergehen, als die Thür ſich öffnete und der alte, ehrwürdige Herr von Gamsharſt zu ihm kam.

Das Fenſter des Zimmers, in dem Hutten eine ſo freundliche, liebevolle Aufnahme gefunden, gieng gegen die Ringmauer auf den ſogenannten „Zwingel" des ſtadtſchreiberiſchen Hauſes. — Und kaum war Herr von Gamsharſt bei ſeinem Gaſte eingetreten, ſo tönte es drohend von der Mauer herauf: „Hutten heraus!"

„Was iſt das?" rief der Ritter heftig, indem er an's Fenſter ſprang und es weit aufriß.

Und: „Hutten heraus!" ſcholl es noch ein Mal und mehrere Male wieder, bis der unheimliche Ruf längs der Stadtmauer wie das ferne Rollen des Donners verhallte.

Zornig hatte Hutten ſeinen Degen ergriffen. „Was ſoll das bedeuten, Herr Stadtſchreiber?"

„Es ſollte ja erſt morgen losgehen!" erwiderte Herr von Gamsharſt betroffen, indem er nach allen Seiten zum Fenſter hinaus ſchaute. Aber draußen war alles ruhig und ſtille, auch auf dem Platze vor dem Rathhauſe und ebenſo in der Stadt, wie Schwarzhans berichtete, der vom Walkenthurme Anna heimgeführt und eben zurückgekommen. „So iſt es wohl nur eine Drohung geweſen, die einer der Meuterer in tollem Uebermuthe uns zugerufen," ſagte Herr von Gamsharſt beruhigt, indem er wieder zu Hutten gieng und ihm

erzählte, wie die Anwesenheit der Adeligen mit ihrer zahlreichen Dienerschaft, welche heute auf den Schenkstuben Unfug getrieben und Drohungen gegen die ketzerische Stadt ausgestoßen, die Obrigkeit bereits aufmerksam gemacht und eine Verschwörung befürchten lassen, und wie durch den Vorfall mit der Pfauenfeder, Anna's Busi, Rudi's Zorn und Reue die Verschwörung durch Gottes gnädige Fügung noch vor ihrem Ausbruche entdeckt worden sei.

„Und was ist der Endzweck der Empörer?" fragte Hutten zurück.

„Sie nehmen Euren Aufenthalt in unserer Mitte zum Vorwande, um die Stadt vom eidgenössischen Bunde loszureißen, wieder unter das Reichsregiment zu bringen und die freie Predigt des Evangeliums zu unterdrücken."

„Also auf mich ist's abgesehen und auch bei Euch, edler Mann, hat der Verfolgte, Heimathlose keine Freistatt gefunden, wo er ruhig sterben kann!" rief Hutten schmerzlich und mit unendlicher Bitterkeit.

Herr von Gamsharst faßte tröstend seine Hand. „Beruhigt Euch, lieber Freund, wir sind die Stärkern, so Gott will, und werden Euer Leben mit Gut und Blut zu schützen wissen."

„Mein Leben ist verwirkt. O! „Ich hab's gewagt!"*) Alles dran gesetzt und Alles verloren!"

„Verloren! Nicht doch, lieber Ritter; wenn unsere Kraft gebrochen, so bleibt Gott unsere Zuversicht, und wer Ihm vertraut, den läßt Er nicht."

Eine Weile schwieg Hutten sinnend stille, dann sagte er

---

*) „Ich hab's gewagt", ein Gedicht von Hutten.

entſchloſſen: „Das beſte Mittel, die Empörung zu beſchwichtigen, iſt wohl, den Anſtoß zu entfernen, welchen ſie zum Vorwande genommen. Um meinetwillen ſoll Mülhauſens Frieden nicht geſtört und die Ruhe Eures lieben Hauſes nicht gefährdet werden. Gebt mir einen Führer, der mich auf Umwegen nach Zürich zu Zwingli geleiten kann, und ich reiſe dieſe Nacht noch ab!“

Wehmüthig blickte Herr von Gamsharſt ſeinen Gaſt an. Wohl hatte auch er erkannt, wie durch Hutten's Entfernung die Verſchwörung gelähmt und leicht zu unterdrücken ſein würde; allein ſein edles Herz ſträubte ſich, den kranken, geächteten Mann wieder aus den ſchützenden Stadtmauern zu entlaſſen und ihn allen Gefahren preiszugeben, denen er auf dem offenen Lande ausgeſetzt war, und er erwiderte mit feſter Stimme: „Jetzt könnt und dürft Ihr nicht fort, lieber Hutten, Ihr ſeid angegriffen, Eure Hand brennt fieberhaft und Ihr würdet bald darnieder liegen. Legt Euch ruhig ſchlafen, Ihr ſeid in meinem Hauſe unter des Gaſtrechts heiligem Schutze und, ob Gott will, ſoll Euch auch kein Haar gekrümmt werden.“

„Ein wenig früher oder ſpäter muß ich doch meinem böſen Schickſal unterliegen,“ antwortete Hutten traurig, „darum laßt mich immerhin ziehen, und wollte Gott, daß ich mit meinem Leben die Wohlfahrt Eurer Stadt erkaufen könnte!“

„Nein, und abermals nein!“ rief Herr von Gamsharſt, „Ihr ſollt uns nicht verlaſſen, bis wir hinlänglich für Eure Sicherheit geſorgt haben, einen vertrauten Führer und Mittel und Wege gefunden, Euch ungefährdet nach Zürich zu bringen. Aber,“ ſetzte er nach einer Pauſe nachdenkend hinzu, „klüger möchte es wohl ſein, mein Haus zu ver-

laſſen und Euch vor der Hand im leer ſtehenden Clariſſen-kloſter verborgen zu halten."

Hutten war es wohl zufrieden. Die unerwartete Kunde von der Verſchwörung, die es auf ſein Leben abgeſehen, hatte ihn heftig erſchüttert und er ſehnte ſich nach Ruhe, um ſein aufgeregtes Gemüth wieder ſammeln zu können. Unterdeſſen hatte Herr von Gamsharſt den Bruder Gregori holen laſſen. Hutten mußte nun Schwarzhanſens Sonntagskleider anziehen und ſeinen ritterlichen Hut mit der abgetragenen Mütze des redlichen Dieners vertauſchen; dann verließ er mit Gefühlen, die ſich beſſer nachempfinden als beſchreiben laſſen, das gaſtliche Haus ſeines treuen, alten Freundes und gieng von Gregori begleitet ins Sankt Clarenkloſter. Und wenn je Einem der Ritter mit der gebeugten Geſtalt und dem wankenden Gang begegnet wäre, der hätte keinen Argwohn geſchöpft und gewiß auch den jungen, fünfunddreißigjährigen Hutten für den greiſen Schwarzhans genommen.

Als der Ritter mit ſeinem Begleiter im Sankt Clarenkloſter angelangt, war er ſo angegriffen und ſein Blut wallte ſo fieberhaft, daß Schweſter Margaretha eine ernſtliche Krankheit befürchtete und ihn mit Bruder Gregori's Hülfe ſo ſchnell wie möglich zu Bette brachte; ſie bereitete ſofort einen kühlenden Trank für ihn. Bruder Gregori mußte bei dem Kranken wachen, Schweſter Maria aber die Nacht über bei der troſtloſen Magdalene und bei Anna bleiben.

In ſeinem langen, dem Dienſte und der Wohlfahrt ſeiner Vaterſtadt geweihten Leben hatte unſer ehrwürdiger Gamsharſt gelernt: „Gar vieles, das er gehört und gewußt, um des Friedens willen nicht hören und nicht wiſſen zu wollen;

hatte auch in seinem schweren Amte nur Sorgen, Angst, Mühe und großen Undank vom gemeinen Volke," wie die Chronik von ihm bezeugen kann. Denn es ist ja nichts Neues unter der Sonne und ist von jeher so gewesen, ist auch jetzt noch so und wird wohl immer so bleiben. Herr von Gamshorst stand aber in des größern Herrn Pflicht, der uns ein Vorbild gelassen, wie wir das Böse mit Gutem und den Haß mit Liebe vergelten und überwinden sollen. Und so hat auch in jener verhängnißvollen Nacht der alte Mann mit jugendlicher Kraft und Besonnenheit alle Maßregeln getroffen, um dem Ausbruch der Empörung vorzubeugen, den Frieden zu erhalten, Hutten's Leben zu retten und die irregeleiteten Jünglinge wieder auf den Weg des Gehorsams und des Rechts zurückzuführen. Die Aufgabe war schwierig und groß; aber Obrigkeit und Geistliche haben getreu das Ihrige gethan und das Gelingen getrost Gott anheimgestellt.

Und es ist alles so stille hergegangen, daß die friedlichen Bürger ruhig geschlafen und die Aufwiegler keinen Argwohn geschöpft, bis es am andern Morgen geheißen: „Der Ritter Huldreich von Hutten sei abgereiset." Worüber männiglich erstaunt und gefragt: Wann, wie und wohin? Ja, das konnte keiner sagen. Gestern war er noch in der Kirche gewesen, wo ihn jedermann sehen konnte, und heute schon über alle Berge! Aber fort war er, denn die Rubli-Käthri, des Herrn Stadtschreibers Taglöhnerin, hatte es am Morgen früh am Stockbrunnen erzählt, wie ihr Schwarzhans gesagt: „Gestern Abend sei eine unerwartete Botschaft angelangt, worauf der Ritter schnell aufgebrochen und heimgekehret, und wie sie nun das Gastzimmer ausputzen müsse und so viele Mühe damit habe, denn es sei voller Dintenkleckse und sähe sonst

alles gar wüſte aus, weil der Ritter immer krank geweſen und Latwergen und dergleichen Zeug gebraucht.“ Und darauf haben die Adeligen ihre Dienerſchaft ſogleich in alle vier Weltgegenden um die Stadt herum geſchickt, hoffend, den geächteten Hutten auf öſtreichiſchem Gebiet gefangen einziehen zu können; die Damen kehrten aus dem Sankt Johanniterhof auf ihre Schlöſſer zurück und die jüngern Junker und Grafen durchkreuzten auf ihren Roſſen die ganze Umgegend, ohne den edlen Flüchtling zu finden, dem ſie den Tod geſchworen. — War die Botſchaft, welche Hutten erhalten, eine günſtige oder ungünſtige geweſen? vielleicht von ſeinem Freunde Sickingen, dem ſich das Kriegsglück wider alles Erwarten wieder zugewandt? Denn eine andere Heimath als Sickingens Burgen hatte ja der arme Hutten auf der ganzen, weiten Welt nicht mehr. Aber was dieſe Botſchaft enthalten, von wem und woher ſie gekommen, das konnte wieder niemand wiſſen, denn weil es Schwarzhans der Rubli-Käthri nicht geſagt, ſo hatte es die natürlich am Stockbrunnen auch nicht erzählen können.

Aber der Schmiedmarti hatte Verdacht geſchöpft und den Nagel beinahe auf den Kopf getroffen; denn auch Rudi war verſchwunden und als Marti bei ſeinen Eltern nach ihm gefragt, da hatte ihm der Meiſter mit kaum verhaltenem Ingrimm brummend geantwortet: „Der Rudi werde wohl auf der Druckerei bei der Arbeit ſein, wo er hingehöre, und er, Marti, würde beſſer thun, auch auf ſeiner Werkſtatt, der Schmiede, zu bleiben, als ſich ſo müßig umherzutreiben und ſich und andere um die edle Zeit zu betrügen.“ Daß aber Rudi auch nicht in der Druckerei geweſen, das hatte der gewandte Marti bald ausgekundſchaftet, und ſo war es klar

wie zwei mal zwei vier, daß Rudi ſie verrathen und Hutten's Abreiſe wohl nur eine erdichtete ſei, um den Verſchworenen Staub in die Augen zu werfen und ſie irre zu machen; hatte ſich doch der Ritter, als er nach Mülhauſen geflohen, Wochen lang in der Auguſtei aufgehalten; er konnte ja jetzt wieder bei all' den ketzeriſchen Prädikanten ſein, die dort zuſammen wohnten. Und ſo wurde denn unter den Rädelsführern beſchloſſen, „ſtatt des Stadtſchreibers Haus die Auguſtei und dann, um ſich an Rudi's Verrath zu rächen, Meiſter Köbelin's Haus und Werkſtätte zu ſtürmen. Hutten und Rudi mußten getödtet werden und der letztere als Verräther, wann, wie und wo man ihn auch treffen und ſeiner habhaft werden könne." Aber es war doch ein großes Unbehagen unter die Meuterer gekommen; denn daß die Adeligen, auf deren Beiſtand ſie zählten, mit ihrer zahlreichen Dienerſchaft die Stadt ſo ſchnell verlaſſen, das war ein gewaltiger Strich durch ihre Rechnung; ſie eilten hin und her, hielten Rath in ihren Schlupfwinkeln und ihre Unruhe wurde noch vermehrt durch die feſte Haltung und die beſonnene Ruhe, welche die Obrigkeit ihnen gegenüber beobachtete.

Werfen wir nun noch einen Blick in den Walkenthurm, wo wir den armen Rudi zwar tief gebeugt, aber wie den Zöllner im Evangelio von Gott begnadigt, verlaſſen haben. Nachdem er vom Gebete aufgeſtanden, hat er ſich auf's Strohlager geworfen, wo er ſo ruhig eingeſchlafen, wie ſeit langer, langer Zeit nicht mehr — als nach Mitternacht die Thüre ſeines Gefängniſſes knarrend aufgeſchloſſen worden und der Leutprieſter, Meiſter Auguſtin Krämer, mit einer kleinen Blendlaterne in der Hand an ſein Lager getreten iſt. Wie Rudi ſeinen alten Religionslehrer erkannt, iſt er erſchrocken;

denn wegen ſeinem evangeliſchen Ernſte und der ſtrengen Kirchenzucht hatte er ihn in der letzten Zeit gemieden und öffentlich „einen ketzeriſchen Prädikanten“ geſcholten und er meinte nun, Meiſter Auguſtin ſei gekommen, ihm Vorwürfe zu machen und ihn wegen der Verſchwörung und der Pfauenfeder zu verhören.

„Armer Rudi, du biſt auf böſe Irrwege gerathen, aber ich komme, dich wieder dem guten Hirten zuzuführen, der ſein Leben gelaſſen für ſeine Schafe und nicht will, daß du verloren geheſt,“ ſagte der ſtrenge, energiſche Mann mit ſo ſanfter, theilnehmender Stimme, daß Rudi überraſcht und ergriffen von ſeinem Lager aufgeſprungen und traurig gefragt hat:

„Kann mir denn noch geholfen werden, Meiſter Auguſtin?“

„Ei freilich, Rudi, warum denn nicht? Gott will ja nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe.“

„O! ich möchte mich gerne bekehren, wenn ich nur nicht durch meinen Eid an die böſen Geſellen gebunden wäre.“

„Wer zum Böſen ſchwört, Rudi, der hat nicht Gott, ſondern dem Satanas geſchworen. Unſer Herr Jeſus aber iſt auf der Welt erſchienen, damit Er des Teufels Werke zerſtöre. Und wenn du ihn aufrichtig bitteſt, ſo wird Er auch deine Feſſeln löſen, dich deines thörichten Eides entbinden und dir die köſtliche Freiheit der Kinder Gottes ſchenken.“

Rudi ſah mit naſſen Augen ſeinen treuen Lehrer an; es fiel ihm wie Centnerlaſt vom Herzen und ohne es ſich

deutlich bewußt zu ſein, durchſtrömte ihn der Erlöſung ſeliges Gefühl! Er athmete tief auf, als ſei er aus einem böſen Rauſche wieder zum klaren Bewußtſein erwacht. Das Band ſeiner Zunge war gelöſet und er konnte nun mit überfließendem Herzen ſeinem ehemaligen Beichtvater alle ſeine Verirrungen offen bekennen: ſeine Leidenſchaft für Eva und wie er von ihr und ſeinem Stolze verleitet des Schmiedmarti's Einflüſterungen Gehör gegeben und in den Bund der Empörer getreten; ſeine inneren Kämpfe und die Verſtimmung ſeines ganzen Weſens; ſein Abſcheu vor dem Mordanſchlag gegen Hutten; ſeine an Wuth grenzende Verzweiflung, als er Eva's Betrug entdeckt, und endlich ſein Zorn und Schrecken, als er ſich durch die Pfauenfeder verrathen geſehen und Anna's Buſi getödtet, und wie er nun in dem allem dankbar Gottes Hand erkenne, die ihn gnädig vom Rande des Abgrundes zurückgezogen und nicht noch tiefer hatte fallen laſſen.

Mit frohem Erſtaunen hatte Meiſter Auguſtin die Herzensergießungen des jungen Mannes angehört. „Ich vermeinte dir viel predigen zu müſſen, Rudi, aber Gott hat es bereits gethan, ich will ihm nicht ins Handwerk greifen, ſein heiliger Ernſt iſt der beſte Lehrmeiſter. Was gedenkſt du nun zu thun?"

„Geduldig die Strafe auf mich zu nehmen, die man über mich verhängen wird und die ich verdient habe!" antwortete Rudi mit einem tiefen Seufzer und mit niedergeſchlagenen Augen.

„Reue verſöhnt, Rudi, der Herr Jeſus hat ja deine Strafe auch am Kreuze getragen, deine Seele ſo gnädig vom Verderben errettet und uns auf ſo wunderbare Weiſe

die Verſchwörung entdeckt, daß wir nun nicht mit dem Schwerte dreinfahren, nicht ſtrafen und erbittern dürfen, ſondern mit chriſtlicher Liebe und Milde den Haß dämpfen und den Hader ſtillen müſſen. Aber in die Verbannung mußt du dennoch wandern, mein armer Rudi, denn der Schmiedmarti und ſeine Verbündeten würden dir nach dem Leben trachten, dich für den Verräther halten und nimmermehr glauben, daß es Anna's Buſi mit der Pfauenfeder geweſen. So höre, was ich dir vorſchlagen will. Wir ſuchen einen zuverläſſigen Führer, um den Ritter von Hutten auf Umwegen ſicher nach Zürich zu geleiten. Hätteſt du wohl Geſchick und Muth, das Unternehmen zu wagen und dieſer Führer zu ſein?"

„O ja! von Herzen gerne!" rief Rudi von neuem Muthe beſeelt und mit erleichtertem Herzen, denn ohne es ſich ſelber geſtehen zu wollen, hatte er doch des Schmiedmarti's Rache gefürchtet. „Ihr könnt mir den Ritter getroſt anvertrauen, ich kenne alle Wege und habe vergangenen Herbſt manchen Pack Bücher in Baſel geholt und von den öſtreichiſchen Spürhunden unbemerkt ſicher in die Stadt gebracht."

„Nun, ſo komm mit mir, Rudi, denn wir haben keine Zeit zu verlieren und es muß ſchnell und kräftig gehandelt werden. Aber wir wollen dein Gefängniß nicht ohne Gebet und Dankſagung verlaſſen." Beide knieten nieder und es that Rudi ungemein wohl, als Meiſter Auguſtin, ehe er ſich wieder erhob, noch den 32ſten Pſalm herſagte, der an jenem Sonntag gleichſam die Loſung der bedrohten Stadt und ſeines bedrängten Herzens geworden. Und als er nun wieder draußen war unter Gottes freiem Himmel, nach wenig Stunden aus ſeiner finſtern Haft befreit und von den ausgeſtan-

denen Qualen erlöst, o! wie wallte da sein Herz so freudig auf und wie gelobte er seinem Heilande: Ihm zu leben, Ihm zu sterben und Ihn zu lieben in Ewigkeit! — Guter Rudi, möge der Herr, der da beides in uns wirkt, das Wollen wie das Vollbringen, dir die Kraft schenken, deinen guten Vorsätzen nicht wieder untreu zu werden.

Bis Hutten im Stande sein werde, die Stadt unbemerkt zu verlassen, sollte Rudi im Försterhause, auf dem Mönchsberge sich verstecken und auf ihn warten. Meister Augustin geleitete ihn bis ans Spiegelthor, der Wächter öffnete das Pförtchen und mit den nöthigen Weisungen versehen schlüpfte Rudi hinaus. Vor den Stadtmauern warteten einige Gewappnete mit zwei Saumrossen auf ihn; Rudi bestieg eines derselben, faßte das andere am Zügel und so ging's rasch durch die sternenhelle Nacht dem Mönchsberge zu, ohne einem Menschen zu begegnen. Das Försterhaus lag nahe beim Hexenwäldchen, da wo der Stadt Grund und Boden an die Grenze des österreichischen Gebiets stieß, und oft hielten sich Gewappnete dort verborgen, um die Bürger während des Einsammelns ihrer Feldfrüchte vor den räuberischen Einfällen des benachbarten Adels zu schützen.

Auf einer Anhöhe, an deren Abhang das Försterhaus in einer Vertiefung lag, kehrten die Gewappneten zurück und Rudi mußte nun allein und zwar mit hochklopfendem Herzen am Hexenwäldchen vorüber, von dem er oft erzählen gehört: „Wie sich dort die Hexen, auf Besen durch die Luft reitend, um Mitternacht mit den bösen Geistern zum Tanze zusammenfänden," und er hat sich gekreuzt und ein andächtiges Vater Unser gebetet, was er seit langer Zeit nicht mehr gethan. Hexen hat er aber keine gesehen, und

als er beim Försterhause angelangt, ja, da glänzte schon freundlich am Himmel:

„Der holde Stern,
Der Kunde bringt,
Daß bald der Tag den Sieg erringt."

3.

Wie es wohl möglich sein werde, den kranken Hutten noch vor der Stunde, in der am Abend die Empörung ausbrechen sollte, unbemerkt aus der Stadt zu entfernen? hatten sich in jener Nacht Herr von Gamsharst, Obrigkeit und Geistliche mit banger Sorge gefragt. Denn es lag Allen daran, den Ritter in Sicherheit zu wissen, um den Aufrührern mit Wahrheit bezeugen zu können: daß der verfolgte Mann nicht mehr in unsern Mauern weile. Aber auch am Morgen lauteten Bruder Gregori's Berichte über des Ritters Befinden keineswegs beruhigend — — und dann! Wie konnte dieser, am hellen Tage, unbemerkt aus der Stadt gebracht werden, da der Schmiedmarti und seine Gesellen wie Spürhunde an den Thoren lauerten und die Straßen in allen Richtungen durchkreuzten.

„Der Ritter ist wohl recht krank am Leibe," schloß Bruder Gregori seinen Bericht an den gestrengen Herrn Stadtschreiber, „aber ich meine, er leidet noch mehr an seiner armen Seele, und ich habe Schwester Margaretha gebeten, ihm den Trost des Heiligen Gottes-Wortes zu bringen, denn sie versteht es meisterlich, diesen Balsam in die wunden Herzen zu träufeln."

Als Margaretha von Grafenried in die Zelle trat, wo Hutten die Nacht zugebracht, lag dieser noch in Schwarz-

hanſens Kleidern auf dem Bette, und in ſeinen bleichen, vom Schmerz entſtellten Zügen ſprach ſich ein ſo tiefes Weh, eine ſo düſtere, hoffnungsloſe Stimmung aus, daß Margaretha mitleidig ſeine Hand ergriffen und aus der Vulgata den letzten Vers des 42. Pſalmes hergeſagt: „Was betrübſt „du dich, meine Seele und biſt ſo unruhig in mir? Harre „auf Gott, denn du wirſt es ihm noch danken, daß Er dein „Gott und deines Angeſichts Hülfe iſt.“

„Gratias, Hochwürdige Schweſter,“ ſagte Hutten wehmüthig lächelnd, und ſichtlich erſtaunt über die lateiniſche Anrede des alten Fräuleins.

„Verzeiht meine Uebereilung, Herr Ritter,“ entgegnete dieſe etwas verlegen. „Aber dieſer Spruch hat ſo oft meinen wankenden Glauben geſtärkt, und mich getröſtet, wenn ich bis zum Tode betrübt geweſen, daß er, als ich Euch ſo traurig geſehen, unwillkürlich über meine Lippen gegangen.“

„Bis zum Tode betrübt,“ wiederholte Hutten mit einem tiefen Seufzer, „und doch lebt ihr ruhig, ſicher und wohlgeborgen in euern ſtillen Kloſtermauern, und könnt nicht wiſſen, wie es dem armen Heimathloſen zu Muthe iſt, der, von ſeinem böſen Schickſale verfolgt, ſich hinausgeſtoßen ſieht in die weite, feindliche Welt, krank und hülflos, und nicht weiß, wo ſein Haupt hinlegen, um ruhig ſterben zu können.“

„Als vor fünf Jahren Luther in Augsburg vor dem Kardinal de Vio geſtanden, und ſeine Lehre nicht widerrufen wollte, hat ihn dieſer höhniſch gefragt: „Meineſt Du, die deutſchen Fürſten werden Dich mit Waffen und Kriegsvolk gegen Kaiſer und Papſt vertheidigen?“ „O nein.“ „Und wo willſt Du bleiben?“ „Unterm Himmel,“ hat Luther geantwortet.“

„Wie Viele haben dieſen Luthers-Glauben, Schweſter Margarita?“

„Er muß erbeten ſein, Herr Ritter. Ach, wenn wir mit derſelben ernſten Willenskraft und Beharrlichkeit darnach ſtreben würden, wie um den Beſitz irdiſcher, vergänglicher Güter, wir könnten Berge verſetzen.“

„Nicht um irdiſches Gut, nicht um Reichthum und Ehre habe ich gekämpft, das weiß Gott, Schweſter Margaretha. Wie unſer Luther, wie Zwingli und andere hochherzige Männer, habe ich mit meinem Freunde Sickingen der Menſchheit höchſte Güter, Wahrheit und Freiheit erringen und die Feſſeln geiſtiger Tyrannei zerbrechen wollen — und liege nun da, ein zerknickter Baum, in allen meinen Hoffnungen getäuſcht und betrogen! Und auch Du, mein Sickingen, mir ſagt's eine trübe Ahnung, auch Du wirſt unterliegen, und unter den Trümmern Deiner Ebernburg, die ſo lange die Zufluchtsſtätte der unſchuldig Verfolgten, und die Herberge der Gerechten geweſen, wird die gute Sache mit Deinem edlen Herzen begraben werden.“

„Als der Herr am Kreuze geſtorben, da triumphirten ſeine Feinde und die zagenden Jünger meinten wohl auch: nun ſei Alles verloren, und dennoch hat das Kreuz die Welt überwunden, und am Oſtermorgen iſt die ewige Wahrheit ſiegreich aus des Heilands Grabe erſtanden! Darum laſſet immerhin Sickingens Schlöſſer zerſtört werden. „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!““

„Eine von Menſchenſatzung und Aberglauben befreite Kirche wollten wir gründen im freien deutſchen Reiche! Es war ein ſchöner Traum, dem ich freudig mein ganzes Daſein geopfert — und was iſt mir dafür geworden?“

„Eurer Seele Seligkeit, so Gott will, Herr Ritter," erwiderte Schwester Margaretha sanft, aber sehr ernst.

„Ein gebrochenes Herz und ein frühes Grab."

„Und jenseits des Grabes, wenn wir Glauben gehalten und den guten Kampf gekämpft, durch Gottes Gnade und Christi Blut, die Krone des ewigen Lebens."

Hutten schwieg, und es war kein freudiger Glaubensblick, mit dem er die fromme Schwester anstarrte. Diese faßte seine Hand, und sprach freundlich tröstend:

„Im heißen Kampfe unserer schweren Zeit habt Ihr, in den vordersten Reihen, tapfer gestritten, mit Wort und That, und Ihr dürft Euch das Zeugniß geben, daß Ihr das Gute gewollt, und manch' schönen Sieg errungen. Wenn Ihr aber jetzt so muthlos seid, so ist es wohl darum, weil Ihr, verzeiht meine Aufrichtigkeit, mit irdischen Waffen nur von Außen schaffen und erzwingen wolltet, was nur durch Gottes Geist und Kraft von Innen heraus sich langsam gestalten und ins Leben treten kann."

„Wie meint Ihr das, Schwester Margarita?"

„Ein Mal, daß die wahre Kirchenreformation nicht Menschen-, sondern Gottes-Werk ist, und nur durch sein Wort und seinen Geist allmälich vollbracht werden kann. Und dann, daß sie nicht die Aufgabe einer Zeit und eines Geschlechtes sein kann, sondern fortwähren und sich erneuern muß, so lange der Herr seine Menschenkinder sterben, und wieder andere geboren werden läßt, und so lange der Feind Unkraut unter den Waizen säet, und Licht und Wahrheit kämpfen müssen mit Trug und Finsterniß. Die sichtbare, kämpfende Kirche auf Erden ist ja nur die Werkstätte des himmlischen Baumeisters, auf welcher

er ſeine lebendigen Bauſteine aushauen und meißeln läßt, zum herrlichen Bau der ſiegreichen, unſichtbaren Kirche, die ewig mit Ihm herrſchen und das Böſe überwinden ſoll. Chriſtus iſt der Eckſtein und das Haupt dieſer Kirche, ſie iſt ſein Leib und von Ihm beſeelt ſoll ſie wirken und handeln. Damit aber das Leben der verſchiedenen Glieder zu einem gemeinſchaftlichen werden kann, muß zuerſt Leben in jedem Gliede, das heißt, muß jede Seele wiedergeboren und geheiliget ſein."

„Und was wäre demnach die Aufgabe unſerer Zeit?"

„Sie iſt groß und ſchön, Herr Ritter, denn ſie hat das Wort, das ſo lange verborgen geweſen, wieder an's Licht gebracht und ſoll es auch aufrecht erhalten. Und ſo können wir nun Alle, durch das Wort, dieſes geſegnete Himmelsbrod, genährt und erleuchtet, durch das Sakrament mit Gott vereiniget, und durch Chriſti Geiſt und Gnade geheiliget, das Ende unſeres Glaubens davon tragen, nämlich der Seelen Seligkeit."

„Amen! das walte Gott," ſagte Hutten tief ergriffen und faltete unwillkürlich die Hände.

Hier wurde das Geſpräch durch Herrn von Gamsharſt unterbrochen, der ſich mit warmer Theilnahme nach des Ritters Befinden erkundigte und ihn fragte: „Ob er ſich wohl ſtark genug fühle bis auf den Mönchsberg zu gehen oder zu reiten und dort im Förſterhauſe verborgen, unter treuer Pflege, ruhig abzuwarten, bis er ſo viel Kraft gewonnen, um die Reiſe nach Zürich antreten zu können?"

„Ich bin bereit ſogleich jetzt zu gehen," antwortete Hutten, und auf ſeinen alten Freund geſtützt, erhob er ſich mühſam vom Lager, „aber wie aus der Stadt entkommen?"

„Ja, das ist eben die große Schwierigkeit!“ seufzte Herr von Gamsharst.

„Schwester Margaretha! wo steckt Ihr denn? ich habe Euch schon im ganzen Kloster gesucht,“ rief Anna Köbelin, indem sie die Thüre der Zelle weit aufriß, aber erschrocken zurückfuhr, als sie die beiden Männer erblickte.

„Was willst Du mit mir, Anna?“ fragte Margaretha, das kleine Mädchen freundlich bei der Hand fassend.

„Ach,“ erwiderte Anna, leise und schüchtern, „ich hab' Euch sagen wollen, daß der Rudi mein Busi umgebracht und daß ihn dann der Schwarzhans in den Walkenthurm eingesperrt;“ bei diesen letzten Worten fing sie heftig zu weinen an und verbarg ihr Gesichtchen im faltigen Gewande der guten alten Schwester.

Diese ließ sie eine Weile ausweinen, dann hob sie sachte das schwarze Lockenköpfchen in die Höhe und sprach tröstend: „Unsere alte Katze hat ein schönes weißes Kätzchen, das will ich Dir geben, Anna, es ist so artig wie Dein Busi gewesen ist, und dort steht unser gestrenger Herr Stadtschreiber. Geh', gib ihm die Hand und bitte ihn, daß er dem Rudi seine Schuld verzeihen soll.“

Schnell schluckte Anna ihre Thränen hinunter, blickte mit den glänzenden Augen fragend Herrn von Gamsharst an, und als ihr dieser die Hand freundlich entgegenstreckte, eilte sie auf ihn zu und rief weinend: „O! Ihr seid ein guter Mann, Herr Stadtschreiber! Bitte, bitte, laßt den armen Rudi nicht im Walkenthurm krank werden, wie die Mutter fürchtet, er hat das Busi ja auch lieb gehabt und wußte nicht was er that, denn er war im Zorn wegen der Pfauenfeder.“

„Möchteſt Du den Rudi gerne wieder ſehen, Anna?“ fragte Herr von Gamsharſt.

„O ja, der Thurmhüter hat mir verſprochen, daß ich ihn heute beſuchen dürfe und die Mutter hat ſchon das Hemd und die warmen Strümpfe gerüſtet, die ich ihm bringen ſoll.“

„Du biſt ein kluges, muthiges Mädchen, Anna,“ ſagte Herr von Gamsharſt, indem er nachdenkend in der Zelle auf und nieder ſchritt. „Schau', hier iſt ein lieber, fremder Mann, der krank und verfolgt iſt. Hätteſt du wohl den Muth ihn durch's Spiegelthor auf den Weg nach dem Mönchsberg zu führen?“

„Ei, ja freilich! Ja, ich weiß den Weg recht gut und bin im Herbſt zwei Mal ganz allein in unſere Reben gegangen — aber warum hat er denn Schwarzhanſens Kleider an?“

„Weil er ſich vor dem Schmiedmarti verbergen muß, der ihm nach dem Leben trachtet, und es darf Niemand wiſſen, wer er iſt. Getraueſt Du Dir nun den Ritter als Schwarzhans zum Thore hinaus zu führen, auch wenn Dir der Schmiedmarti oder ein anderer von den böſen Geſellen begegnen ſollte?“

„Er ſoll mir nur kommen der wüſte Menſch!“ eiferte Anna, „ich fürchte ihn nicht, und ſag' es ihm, daß er Schuld an allem Unglück iſt, der Vater hat es heut Morgen wieder geſagt.“

„Gott ſelbſt hat Euch dieſen Gedanken eingegeben, edler Herr!“ rief Schweſter Margaretha. „Das Thor iſt ja ſo nahe bei unſerm Kloſter und unter Gottes Schutz und von unſerm Gebet begleitet, wird es der Ritter an der Hand ſeiner kleinen Führerin ſicher erreichen können.“

„Alſo Du fürchteſt Dich nicht mit dem fremden, kranken Manne aus der Stadt zu gehen?“ fragte Hutten wehmüthig, indem er liebkoſend Anna's kleine Hand ergriff.

„O nein! aber Ihr müßt nicht ſo traurig ſein! und die böſen Geſellen dürfen Euch kein Leid anthun, denn es heißt ja im Pſalm, den wir geſtern in der Kirche geſungen: „Ich will Dir den Weg zeigen und Dich mit meinen Augen leiten.“

„Und wie heißt's am Ende, Anna?“ fragte Schweſter Margaretha.

Anna beſann ſich eine Weile, dann ſagte ſie lebhaft und ſchnell: „Der Gottloſe hat viele Plage; wer „aber auf den Herrn hoffet, den wird die Güte „umfahen; freuet Euch des Herrn ihr Gerechten „und rühmet Alle ihr Frommen. Amen!“ „Gelt aber ich weiß es noch!“ rief ſie mit funkelnden Augen und ſprang dann freudig und allen Kummer vergeſſend, in der treuen Schweſter Arme.

Ernſt und tief gerührt faltete unſer ehrwürdiger Gamshart die Hände und ſprach feierlich: „Ja Herr, wer auf „Dich hoffet, den wird Deine Güte umfahen „und Du wirſt dem theuren Freunde den Weg „zeigen und ihn mit Deinen Augen leiten!“ (Pſalm 32, 8. 10. 11).

„Auch durch's finſtere Todesthal!“ ergänzte Hutten raſch und nur mit Mühe ſeine Faſſung behauptend.

Während nun Anna in der Küche ſich mit dem weißen Kätzchen befreundete, und trotz der Freude über ihren erſetzten Liebling doch immer traurig wiederholte: „Ja, du biſt wohl recht lieb, aber doch mein Buſi nicht!“ hatte

Herr von Gamsharst mit Schwester Margaretha die folgenden Vorkehrungen getroffen: Um die Mittagsstunde sollte der Ritter, mit Anna an der Hand, aus dem Kloster und durch's Spiegelthor gehen, wo im Thorstübchen Bruder Gregori warten und sofort mit den Beiden die Stadt verlassen sollte; dann mußten die Thore sämmtlich geschlossen, und Niemand mehr aus- noch eingelassen werden. In der Windmühle warteten Gewappnete mit einem Pferde auf den Flüchtling, um ihn auf den Mönchsberg ins Försterhaus zu geleiten. Anna aber mit Bruder Gregori und dem wirklichen Schwarzhans, der auch in der Windmühle gewartet, sollte wieder in die Stadt zurückkehren, wo der Thorwächter die Weisung erhalten, sie sogleich durch's Pförtchen einzulassen. Zu des Ritters Sicherheit wurden gewappnete Stadtknechte im Brunnhäuschen versteckt, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn unglücklicher Weise das Wagstück mißlang.

„Und nun, lieber Herr Ritter, ist Alles bereit," sagte Margaretha, als sie am Mittag wieder in Huttens Zelle trat. „Trinkt noch diese Kraftbrühe und geht dann in Gottes Namen und unter seinem allmächtigen Schutze getrost mit Eurer kleinen Führerin zum Thore hinaus."

Mühsam raffte sich der arme Kranke auf, sein Herz war gebrochen und mit unendlichem Schmerze verließ er den edlen Greis, der ihn so väterlich aufgenommen, und die festen Mauern unserer Stadt, wo er eine bleibende Stätte und die ersehnte Ruhe zu finden gehofft. Er faßte Margarethens Hand und sprach mit gepreßter Stimme: „Gottes Lohn, fromme Schwester! Eure Worte haben lindernden Balsam in mein zerrüttetes, wundes Gemüth gegossen. Ihr habt

mir eine neue unsichtbare Welt aufgeschlossen, die mir leider bis jetzt fremd gewesen."

„Und doch ist sie die ewige Heimath der Seele, lieber Ritter, aber ihr fremd und unbekannt, bis sie in Christo ihren gnadenreichen, barmherzigen Heiland gefunden. Luther sagt so schön und wahr: „ich bin gedeckt unter den Flügeln Christi, wie das Huhn unter den Flügeln der Henne; und wohne ohne alle Furcht unter dem weit ausgebreiteten Himmel der Vergebung der Sünden!" und Gott sei Dank, lieber Freund, unter diesem Himmel sind wir sicher geborgen, auch wenn das letzte irdische Obdach über unserm Haupte zusammenstürzt."

Anna öffnete die Thüre und sagte mit wichtiger Miene: „Kommt jetzt schnell, die bösen Gesellen sitzen beim Mittagsimbiß und Schwester Marie sagt, es sei Niemand mehr auf der Granweilergasse."

Nicht weit vom Spiegelthor hatte die Sankt Clara-Abtei neben dem Brunnenhäuschen einen Ausgang in die Granweiler-, jetzt „Drei Königsgasse," durch diesen Ausgang hat Hutten, Anna an der Hand führend, das Kloster verlassen, und im Brunnenhäuschen, mit den Stadtknechten versteckt, sahen Margaretha und Marie mit hochklopfendem Herzen dem mühseligen Gange des Ritters nach, stille zu Gott betend, daß er ihn sicher und unbemerkt das Thor möge erreichen lassen.

Aber kaum war Hutten einige Schritte gegangen, als der Schmiedmarti und andere Verschworene aus der Feitschmannsgasse (jetzt Spitalgasse) um die Ecke bogen, den Weg gegen das Thor einschlugen, den Ritter mit Anna erblickten und ihm mit wildem Gelächter: „Muh! Muh! Schwarzhans!" nachriefen.

„O weh!“ ſagte Anna, „da kömmt der Schmiedmarti mit ſeinen Geſellen hinter uns! Geht nur ſo ſchnell Ihr könnt und verſteckt Euch im Thorſtübchen beim Bruder Gregori, ich will die böſen Menſchen ſchon aufhalten;“ ſo ſagend drehte ſie ſich entſchloſſen um und ging dem wilden Troß mit den Worten entgegen: „Das iſt aber recht wüſt von Euch, Schmiedmarti, daß Ihr dem alten Schwarzhans ſolche Spottnamen nachruft, wenn es der Herr Stadtſchreiber erfährt, ſo läßt er Euch Alle einſperren.“

„Muh! Muh! Annele. Wart' ich will Deinem hinkenden Kuhmaul von Schwarzhans eine Feder auf ſeine alte Mütze ſtecken, über die ſich der geſtrenge Herr Stadtſchreiber wundern ſoll!“ rief der Schmiedmarti höhniſch und eilte mit einer Pfauenfeder dem Ritter nach.

In dieſem Augenblicke beteten die Schweſtern im Brunnenhäuschen zitternd das: „Kyrie Eleyson, Herr erbarme Dich!“

Der Anblick dieſer Feder jagte aber die kleine Anna in Harniſch; muthig, wie eine junge Löwin, ſprang ſie dem Schmiedmarti nach, entriß ihm ſchnell die Feder, zerknickte ſie und rief zürnend, indem ſie ihm dieſelbe vor die Füße warf: „Da nehmt ſie, Eure abſcheuliche Feder, mit der ihr den armen Rudi in den Walkenthurm gebracht!“

„Hol Dich der Teufel, Du kleine Wetterhexe Du!“ ſchalt der Schmiedmarti ganz verblüfft über den unerwarteten Angriff des kleinen Mädchens.

„Iſt denn der Rudi im Walkenthurm, Annele?“ fragte Hans Schön, der jüngſte von den Geſellen, der nicht ſo verwildert wie die Andern ausſah, und faßte ſie ſchützend bei der Hand.

„Ja, seit gestern Abend, und daran ist allein des Schmiedmarti's Pfauenfeder Schuld, hat der Vater gesagt. Das Busi hat die Feder aus Rudi's Kammerfenster gebracht, um damit zu spielen, und darüber ist der Rudi in Zorn gerathen und hat das Busi mit dem Beil todtgeschlagen, und dann hat ihn der Schwarzhans in den Walkenthurm geführt."

Unwillig murmelten die Verschworenen miteinander, und einer rief laut: „Wenn der Rudi im Thurm sitzt, so ist er kein Verräther, und Du hast uns angelogen, Marti!"

„Und wer hat uns denn verrathen, wenn er es nicht gethan?" fragte Marti zurück.

„Du bist der Verräther, Marti," entgegnete muthig Hans Schön. „Du selbst und sonst kein anderer Mensch unter der Sonne!"

„Wer wagt das zu sagen!" schrie Marti ganz außer sich vor Wuth und ballte zornig seine riesige Faust.

„Ich, Marti, ich, Hans Schön, sage es Dir dreist ins Angesicht: Du hast uns verrathen, als du gestern Abend von der Ringmauer in den Zwingel des Stadtschreibers „Hutten heraus!" geschrieen hast."

„Ja, ja Marti, das war unsinnig von Dir, und der Kübler Jerg und ich, wir hatten genug Mühe Dich zum Schweigen und von der Ringmauer hinunter zu bringen," rief Einer dazwischen.

„Er war besoffen," brummte der Kübler Jerg. „Jetzt ist er auch nicht nüchtern und da muß halt der arme Rudi sein Sündenbock sein!"

Mit einem Strom von groben Schimpfworten und gräßlichen Flüchen machte der Schmiedmarti seinem Zorne Luft, und hätte Hans Schön nicht gewarnt und auf die

Gefahr aufmerksam gemacht, sich auf offener Straße Preis zu geben, so wären die Verschworenen unter einander wohl handgemein geworden. Unterdessen ist aber Anna behend wie ein Wiesel zum Thor hinausgelaufen; ist mit Hutten und Bruder Gregori durch's Pförtchen geschlüpft. Der Thorwächter hat die Brücken aufgezogen, und die Thore wurden geschlossen. Der wilde Schwarm hat sich zerstreut, auf der Granweilergasse ist es stille geworden, und mit dem Lobgesang: „Herr Gott wir danken Dir!" sind Margaretha von Grafenried und Maria Nagel wieder in's Kloster zurückgekehrt.

Der Abend war gekommen; Myriaden von Sternen glänzten am dunkelblauen Nachthimmel, ruhig wanderte der silberne Halbmond seine stille Bahn an der Feste des Himmels und frisch und rein wehte die scharfe Frühlingsluft durch die neubelebte Schöpfung, aber drinnen in den Stadtmauern sahen die Bürger gespannt und in banger Erwartung den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Die Nachbarinnen stunden nicht, wie gewöhnlich, gemüthlich plaudernd vor ihren Häusern, und die wilden Buben tummelten sich nicht, fröhlich lärmend, auf den Gassen herum; frühe waren die Bürger von ihren Zünften heimgekehrt, Thüren und Fenster wurden geschlossen, und vorsichtig wachte der kluge Hausvater, um nicht wehrlos von dem drohenden Aufstande überfallen zu werden.

Auch Meister Köbelin wachte besorgt mit Bruder Gregori und Schwarzhans auf seinem Zimmerplatze, und in der Stube

drinnen ſaßen tröſtend die beiden Schweſtern Maria und Margaretha bei der gebeugten Mutter, die um ihren Rudi weinte und „ſich nicht wollte tröſten laſſen“; und das Köpfchen auf dem Schooße der guten Frau Magdalena, war die kleine müde Anna ſanft und friedlich eingeſchlafen, von Gottes Engel bewacht, der ſchützend über dem bedrohten Hauſe ſtand.

Auf der Schmiedzunft waren die Verſchworenen zur beſtimmten Stunde zuſammengetroffen, aber uneins in ihrem Rathe und mißtrauiſch gegen den Schmiedmarti, der ſeinen frechen Uebermuth nur mit Mühe behaupten konnte; denn daß der Rudi im Thurme ſaß, die Thore ſeit Mittag geſchloſſen und man alſo von den verbündeten Adeligen weder die verſprochene Hülfe noch Kunde erhalten konnte, das war allerdings ein böſes Omen und zeigte deutlich, daß die Obrigkeit der Verſchwörung auf die Spur gekommen, ſo daß auch den Muthigſten das Herz entfallen war.

„Aber,“ rief der Schmiedmarti heftig, „wir wollen als Männer fechten und uns nicht wie feige Memmen ohne Schwertſtreich ergeben! Der verdammte Hutten muß heraus und die Auguſtei erſtürmt werden!“

„Und der Rudi aus dem Thurme befreit!“ riefen Einige dazwiſchen.

„Nun denn, Waffen her und vorwärts in des Teufels Namen!“ brüllte Marti wieder und der Kübler Jerg ſagte leiſe zu Hans Schön: „Der iſt aber noch immer nicht nüchtern.“

Als man aber die Waffen, wo man ſie verborgen hatte, zur Hand nehmen wollte, ja, da waren keine mehr da und der Zunftpförtner, der auch ein Mitverſchworener geweſen, wußte nicht, wo ſie hingekommen, noch wie ſie verſchwunden waren — und wie ſie nun Alle ganz verblüfft und rathlos

daſtunden, ging die Thüre auf und Herr von Gamsharſt trat mit Meiſter Auguſtin Krämer in die große Zunftſtube. Ernſt und Ehrfurcht gebietend, wie ein Bote der ewigen Gerechtigkeit, iſt der edle Greis wehrlos unter dem wilden Haufen geſtanden. Bei ſeinem Anblick wichen die Verſchworenen ſcheu zurück und lautloſe Stille herrſchte in ihrem Kreiſe.

„Was iſt Euer Begehren, ihr jungen Bürger? Warum ſeid Ihr hier zuſammen gekommen und habt Euch den ganzen Tag ſo unſtät in der Stadt herumgetrieben?“ fragte Herr von Gamsharſt gelaſſen.

Es erfolgte keine Antwort.

„Haſt den Spruch vergeſſen, Hans? „Wenn Dich die „böſen Buben locken, ſo folge nicht, denn ihre Füße „laufen zum Böſen und eilen, Blut zu vergießen““ (Sprüche 1, 10—16), ſagte Meiſter Auguſtin in väterlichem Tone, indem er ſeine Hand auf Hans Schön's Schulter legte.

Dieſer wurde feuerroth, dann wieder todtenblaß und verbarg ſchnell das Geſicht in ſeinen Händen, um die hervorſtürzenden Thränen zu verbergen.

„Wir ſind keine Buben!“ brauste der Schmiedmarti auf und ſchlug mit beiden Fäuſten heftig auf den Tiſch, „freie, deutſche Männer wollen wir werden und uns nicht an die ſchweizeriſchen Kuhhirten verkaufen, noch von dem elenden Hutten zum lutheriſchen Ketzerthume zwingen laſſen!“

„Ruhig, Marti,“ gebot Herr von Gamsharſt ſtreng, „ſonſt werde ich eine andere Sprache mit Dir reden. Durch Gottes Gnade iſt die Gewalt in unſern Händen geblieben. Die gewappnete Bürgerwache ſteht unten vor der Zunft, bereit, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten und die Empörer der verdienten Strafe anheim zu ſtellen. Weil ich aber weiß,

daß Du der Rädelsführer und die Andern Deine Verführten sind, so wollte ich zuerst versuchen, die irregeleiteten Jünglinge am Rande des Abgrundes zurück zu halten, an den Deine heillosen Ränke sie geführt haben. Also noch ein Mal, Ihr jungen Leute, warum habt Ihr Euch gegen Eure Obrigkeit empört?"

„Der Hutten muß heraus!" brummte Marti trotzig. „Wir wollen beim Reich bleiben!" sagten Andere etwas kleinlaut. Aber Alle riefen einmüthig: „Wir wollen keine lutherischen Ketzer werden, der Hutten muß heraus!"

„Der Ritter, Ulrich von Hutten, hat gestern Abend mein Haus verlassen! er wollte sich lieber jeder Gefahr aussetzen, als durch seine Gegenwart die Wohlfahrt und den Frieden unserer Stadt zu stören. Jetzt ist er, so viel ich weiß, bereits in Sicherheit außer unsern Mauern. Und als vor acht Jahren der ewige Bund mit den Eidgenossen geschlossen wurde, da waret Ihr noch unverständige, unmündige Knaben, aber Euere Obrigkeit, Eure Väter und Brüder haben es nach reiflicher Ueberlegung und zum Wohle der Vaterstadt gethan, und Ihr seid nicht befugt, und habt weder die Macht noch das Recht, das geschworene, ewige Bündniß wieder aufzulösen. Niemand von uns ist gesonnen, ein lutherischer Ketzer zu werden, aber fromme, rechtgläubige Christen wollen wir durch Gottes Gnade Alle sein, und damit Ihr es auch werden und Euch bekehren könnt von Euerm bösen Wandel und Wesen zu Jesu Christo unserm Herrn und Heilande, so muß in unsern Kirchen das Wort Gottes lauter und ohne Menschensatzung gepredigt werden. Wollt Ihr es anhören und das Heil ergreifen, so habt Ihr das bessere Theil erwählt, doch zwingt man Euch nicht dazu, Ihr seid

frei, das Evangelium anzunehmen oder zu verwerfen, wir aber haben unſere Pflicht gethan und wenn Eure Seelen verloren gehen, ſo wird ſie der Herr nicht von uns fordern." Feſt, aber wohlwollend hatte der greiſe Stadtſchreiber dieſe Worte geſprochen, und verlegen und mit geſenktem Haupte ſtunden die Verſchworenen ſchweigend im Kreiſe.

Da rief Meiſter Auguſtin: „Wohlan, wenn Ihr Eure Seelen erretten, Euerm unheilvollen Vorhaben entſagen, und wieder umkehren wollt auf den Weg der Pflicht und des Gehorſams, ſo reiche Jeder von Euch unſerm Vater Gamsharſt die Hand zum Pfande, und der barmherzige Gott und eine hochlöbliche Obrigkeit werden Eure Vergehen verzeihen, und Gnade für Recht ergehen laſſen."

Und von Allen der Erſte, iſt Hans Schön auf den treuen Seelſorger zugeeilt, und hat ganz zerknirſcht gebeten: „O! Meiſter Auguſtin, befreit mich doch von dem böſen Stricke, und führt mich wieder auf die rechte Bahn!"

Mehr oder weniger aufrichtig, ergriffen und beſchämt, folgten die Andern Hanſens Beiſpiel und reichten der Reihe nach dem wackern Stadtſchreiber die Hand, welche dieſer freundlich ſchüttelte. Nur der Schmiedmarti war ſtehen geblieben, den finſtern Blick grollend auf den Boden geheftet.

„Du haſt Dir ſelbſt das Urtheil geſprochen, Marti," ſagte Herr von Gamsharſt ernſt. „Drei Monate ſollſt Du im Walkenthurm Zeit haben in Dich zu gehen und Dein wüſtes Treiben zu bereuen; aber das Fernere wird dann Dein Betragen und ein hochlöbliches Gericht entſcheiden."

„Aber der Rudi wird doch auch Pardon erlangen und aus ſeiner Haft entlaſſen werden?" fragte bittend Hans Schön.

„Der Rudi iſt vor Tagesanbruch reumüthig und frei-

willig in die Verbannung gegangen," entgegnete Meiſter Auguſtin. „Ich ſelbſt habe ihn aus dem Thurm und zur Stadt hinaus geführt. Aber nun kommt mit mir ins Auguſtinerkloſter. Ihr habt es ſtürmen gewollt, es ſteht Euch nun offen, den Hutten werdet Ihr nicht darinnen finden, wohl aber Eure treuen Seelſorger Binder, Hofer und den Pater Bernhard, ſie haben für Euch zum Herrn gebetet und wollen nun mit Euch beten: „Daß Gott um Jeſu Chriſti willen Euch gnädig ſein, die ſchwere Schuld verzeihen, die Strafe erlaſſen und ſeinen heiligen Geiſt ſenden wolle, damit Ihr von Eurem böſen Weſen erlöſet „das Ende Eures „Glaubens davon tragen möget, nämlich Eurer „Seelen Seligkeit!""

Eine Abtheilung der Bürgerwache, welche die Zunft umzingelte, hat den Schmiedmarti im Walkenthurme gefangen geſetzt. Und von den Geſchworenen umringt iſt Meiſter Auguſtin wie ein Vater unter ſeinen wiedergefundenen Kindern in die Auguſtei und dort mit ihnen in das Kirchlein gegangen, wo er von der Kanzel über Johannes 8, 31—36 eindringlich geredet, von der Knechtſchaft der Sünde, von der wahren Freiheit, und mit den Worten geſchloſſen hat: „So Euch nun der Herr Jeſus „von der Sünde frei macht, ſo ſeid Ihr recht „frei!" Amen.

Faſt die ganze Bürgerſchaft, die ſich nach und nach vor der Schmiedezunft verſammelt hatte, begleitete den Zug der Verſchworenen ins Auguſtinerkloſter, und wer im kleinen Kirchlein nicht Platz gefunden, der hatte draußen unter der großen Linde gewartet. Und als ſie wieder aus der Kirche gekommen, da hat mancher getröſtete Vater den verlorenen

Sohn freudig begrüßt und den Geretteten wieder heimgeführt in den friedlichen Kreis ſeiner Lieben. Vorher aber haben noch Alle unter dem feiernden Nachthimmel Hans Sachſens ſchönes Lied mit einander geſungen:

„Wach' auf, es tagt ſo ſchöne,
Wach' auf, du Chriſtenſchaar,
Und hör' das ſüß Getöne,
Das rein' Wort Gottes klar,
Das jetzt ſo lieblich klinget,
Durch Gottes Güt' herdringet,
Gleich wie der helle Tag.

Das Wort ſtillt Reue-Schmerzen,
Und ſchützt vor Höllenpein,
Und glaubſt Du ihm von Herzen,
Wirſt Du von Sünden rein,
Aus Gnaden ein Erlöster,
Denn zum alleinigen Tröſter,
Zu Chriſtus führt ſein Wort.

O! ſegne Tag und Stunde,
Darin das göttlich Wort,
Dir wiederum iſt kunde,
Der Seelen höchſter Hort!
Nichts Lieb'res ſoll Dir werden
Im Himmel und auf Erden,
Kein Engel, kein Geſchöpf!

O! Chriſtenheit, merk eben
Auf Gottes wahres Wort!
In ihm nur iſt das Leben
Der Seelen hier und dort;
Wer darin kann abſcheiden,
Der lebt dort in den Freuden
Bei Chriſto ewiglich!"

4.

Wochen waren vergangen, der liebe Mai hatte die Natur wieder aus ihrem Winterſchlafe erweckt und ewig jung und ſchön war ſie erſtanden. Wald und Flur prangten in üppigem Grün. Herrlich blühten die Bäume, und Blumen und Kräutlein dufteten ihren zarten Wahlgeruch „Gott ihren Schöpfer zu loben.“ In der Stadt war Alles wieder ins gewohnte Geleis zurückgekehrt, und über der Paſſionszeit, dem heiligen Oſterfeſte und den fortwährenden Wirren und Reibungen zwiſchen den evangeliſch und päpſtlich Geſinnten, hatten die Bürger bei ihrer Feldarbeit die Verſchwörung beinahe vergeſſen.

Nur in Meiſter Köbelins Hauſe war der Schmerz im Vater- und Mutterherzen wie ein ſtechender Dorn zurückgeblieben, und: „Wenn ich nur wüßte, wo der Rudi iſt, und nur ein Lebenszeichen von ihm erhalten könnte!“ klagte weinend Frau Magdalene. „Er iſt in Gottes Hand, und das muß uns genügen,“ tröſtete dann wohl der Meiſter; aber der tiefe Seufzer, der dieſe Worte begleitete, bezeugte genugſam, wie auch er ſeinen Liebling ſo ſchmerzlich vermißte, und wie ſchwer die Trennung auf ihm lag. Anna allein war fröhlich und guten Muthes; denn die Schweſtern und der Herr Stadtſchreiber hatten ihr verſprochen: daß ſie den Rudi (vielleicht recht bald) wieder ſehen würde, ſie dürfe es aber Niemand ſagen, als der Mutter. „Und die glaubt es nicht; aber der Bruder Gregori und ich, wir wiſſen und glauben ganz beſtimmt, daß der liebe Gott unſern Rudi behüten und wieder heimführen wird!“ verſicherte Anna den traurigen Vater. Dieſer lächelte wehmüthig und meinte: „Ach, wenn ich doch auch dieſen kindlichen Glauben hätte!“

Hutten aber war und blieb unbegreiflicher Weiſe für

Freund und Feind verſchwunden und Niemand wußte, was aus ihm geworden war; denn daß er ſich weder in Zürich noch in Straßburg aufhalte, das hatten Adel und Prieſterſchaft bald ausgekundſchaftet, und als am 7. Mai (1523) der Erzbiſchof von Trier, Richard von Greifenklau und der Landgraf Philipp von Heſſen, welche Sickingen auf ſeiner feſten Burg Landſtuhl belagerten, dieſe mit Sturm eingenommen und der tapfere Sickingen am nämlichen Tage an ſeinen Wunden geſtorben war, da befand ſich Hutten auch nicht dort und nicht auf der Ebernburg, und „ſo muß ihn nothwendig der Teufel geholt haben!“ hatte man geſchickt dem Volk in die Ohren zu blaſen gewußt, und, wie es eben geht, das kleine Häuflein Schnee iſt bald zur Lawine geworden; zuerſt wollte man im Hexenwäldchen einen fürchterlichen Schrei gehört haben, denn „der Doktor Fauſtus hatte ja auch ſo erbärmlich geſchrieen, als der Teufel unter der Eiche von Wittenberg ſeinen Leib mit feurigem Schwefel verbrannt und mit ſeiner armen Seele zur Hölle gefahren war“; und weil der Rudi zu gleicher Zeit wie der Ritter aus der Stadt verſchwunden, ſo munkelte man zuerſt: „er könne wohl mit ihm verunglückt ſein!“ Und endlich hatte man am Sonntage vor Palmarum in der Nähe des Förſterhauſes um Mitternacht ein Ziſchen und Pfeifen in der Luft und ein klägliches Geſchrei gehört, Schwefeldampf gerochen und dann zwei gelbliche Flammen wie Irrwiſche umhertanzen und zuletzt verſchwinden geſehen, — und das alles brachten mitleidige Gevatterinnen getreulich vergrößert und ausgeſchmückt der guten Frau Magdalene wieder zu Ohren, ſo daß die arme, gequälte Mutter beinahe den Verſtand darüber verloren.

„Mutter! Mutter!“ rief Anna in freudiger Haſt, „errathet einmal, was ich hier unter der Schürze für Euch habe?“

„Ach, laß mich in Ruhe mit deinem Errathen, Annele!“ erwiderte kleinlaut die Mutter, welche trübſinnig an ihrem Spinnrade ſaß.

„Aber, es iſt ja ein Brief, Mutter, ein Brief von unſerem Rudi!“ jubelte Anna, indem ſie freudig die Händchen emporhielt.

„Ein Brief von unſerem Rudi!“ wiederholte hoch erſtaunt der Meiſter, der es draußen auf dem Zimmerplatze gehört, und bald ſtund er mit Bruder Gregori in der Stube und nahm zitternd vor Freude Anna den Brief aus der Hand. Ungläubig ſtarrte ihn die Meiſterin an und rief ein Mal über das andere: „Von unſerem Rudi! ach, kann es denn möglich ſein?“ Ein Glück war's, daß Schweſter Maria, welcher Anna mit dem Briefe fortgelaufen, jetzt eintrat und den Brief vorleſen konnte; denn in ihrer großen Aufregung hätten es weder der Meiſter noch Bruder Gregori vermocht. Der Brief aber lautete wie folgt:

„Meine lieben Eltern, Anna und Bruder Gregori!

Wohlbehalten bin ich wieder hier in Baſel angelangt bei Herrn Stadtſchreiber Caſpar Schaller, dem mich der gute Herr von Gamsharſt empfohlen und der gar ein freundlicher Gönner für mich iſt. Und wenn Ihr daheim gewußt hättet, daß ich auf einem Schifflein den Rhein hinabgefahren bis nach Kreuznach und dort unter das Kriegsvolk des Erzbiſchofs von Trier und des Landgrafen gekommen bin, welches vor der Veſte Landſtuhl und vor der Ebernburg gelegen, ſo hättet Ihr gewiß viel Angſt und Sorge meinetwegen gehabt. Aber Gott hat mich gnädig behütet und der Herr Stadt-

ſchreiber hat mir vom Meiſter Frobenius eine Tracht Schriftchen verſchafft zum Verkauf, und ſo bin ich als Bücherträger im Heere der Fürſten überall gut durchgekommen und habe auch viele Büchlein verkauft.

Mein Auftrag gieng dahin, auszukundſchaften, wie es um die Lage des Ritters von Sickingen ſtehe, ob er ſich in ſeiner Burg Landſtuhl behaupten und den gehofften Entſatz ſeiner Verbündeten werde erwarten können. Auch ein Schreiben von ſeinem Freunde Hutten und ein anderes vom hieſigen Prediger zu Sankt Marti, Oecolampadius, ſollte ich dem von Sickingen ſelber übergeben oder auf irgend eine Weiſe in die Burg zu bringen ſuchen. Aber ſchon am dritten Tage nach meiner Ankunft ſind die Mauern und der feſte Thurm von Landſtuhl mit fürchterlichem Krachen eingeſtürzt und die Feinde in die Burg eingedrungen. Ja, Vater, das war ein greuliches, unchriſtliches Schießen, von dem mir die Ohren noch gellen, und die Mutter wäre geſtorben vor Angſt, wenn ſie es hätte mit anhören müſſen. Da waren „Kanonen", wie ſie ſagen, die ſchleuderten mit furchtbarer Gewalt feurige Kugeln gegen die Mauern, daß die feſten Steine wie Sand auseinandergefallen ſind. Gott bewahre gnädig unſere Stadt vor ſolch grimmigem Geſchütz und ſolch feindlicher Belagerung!

Und wie nun die Burg offen da gelegen und Grethy und Plethy hineingedrungen, da dachte ich: „Denk' wohl, ich geh auch hinein, vielleicht finde ich Gelegenheit, dem Ritter oder einem von ſeiner Dienerſchaft die Briefe einzuhändigen," und wie ich auf den Hof kam, ſah ich den Schloßvogt mit dem Schlüſſelbunde in der Hand ſtehen, gieng auf ihn zu und fragte ihn, ob er ſeinem Herrn nicht zwei Schrei-

ben übergeben könnte, die ich aus der Schweiz für ihn gebracht. Traurig hat er mich angeblickt und mit einem tiefen Seufzer geantwortet: „Er liegt im Sterben, von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet!“

Da hieß es plötzlich: „Platz da, die Fürsten kommen!“ Alles wich zurück. Voran ritten die Herolde und von den Hallebardieren umgeben hielten der Erzbischof und der Landgraf auf prächtigen Rossen ihren feierlichen Einzug in die eroberte Burg. Das war eine Pracht von Gold, Silber und Edelsteinen auf den roth sammtnen Sätteln der Rosse und dem Mantel des Erzbischofs, und wenn Anna das gesehen hätte, die würde sich gewundert haben! — Als die Fürsten von ihren Rossen gestiegen, hat ihnen der Schloßvogt die Schlüssel der Burg überreicht, welche sie sofort einem der Herolde übergaben und dann durch die Hallen ins Innere des Schlosses geschritten sind. — „Komm mit,“ sagte der Schloßvogt zu mir, „so Gott will, wird er nicht lebend in die Hand seiner Feinde fallen!“

So lärmend es draußen auf dem Hofe gewesen, so stille war es drinnen im Schlosse. Im Burggewölbe sahen wir den Ritter auf einem Feldbette liegen, seine Ritter und Diener stunden trauernd im Kreise, „vor dem Bette sein Kaplan und die beiden Fürsten, die ihn mit bittern Vorwürfen überhäuften. Da erhob der Sterbende mühsam die Hand, als wollte er Stille gebieten und sprach mit gebrochener Stimme: „Ich muß jetzt einem größeren Herrn Rede stehen!“ Dann ließ er die Hand wieder sinken, der Kaplan rief ihm die letzten Trostesworte zu und während er die Hostie in die Höhe gehalten und die Absolution über den sterbenden Ritter ausgesprochen, sind die beiden Fürsten und wir alle

mit entblößtem Haupte niedergekniet und haben einmüthig ein andächtiges Vaterunser für seine arme Seele gebetet, und als wir Amen gesagt, da war er verschieden."

Ja Vater, das alles hab' ich mit angesehen und geweint wie ein kleines Kind, und werde es mein Lebtag nicht vergessen, und hab' an den Spruch denken müssen, den ich im Religionsunterrichte bei Meister Augustin auswendig gelernt: „Und wenn du die ganze Welt gewinnest, was hilft es dir, wenn darüber deine unsterbliche Seele verloren geht." — Und die beiden Briefe, die habe ich auf der Ebernburg Sickingen's Schwager, dem Herrn von Flersheim übergeben, der war gekommen, um seine Schwester, die verwittwete Ehefrau, mit ihren fünf vaterlosen Söhnen auf sein Schloß zu holen, und das war gar traurig anzusehen. Zu mir hat er gesagt: Bring Hutten meinen Gruß und sage ihm, „wie sein Freund Sickingen in der Zeit seines Lebens ein männlich, ehrlich, und trutzig Gemüth gehabt, habe er es auch bis in die Stunde seines Todes behalten."*)

Und nun bin ich wieder in Basel und der Herr Stadtschreiber Schaller meint, ich sollte mich in der Druckerei bei Meister Frobenius verdingen, der mich auch annehmen will, und wo ich weiters käme und mehr lernen könnte, als daheim hinter den Barfüßern, und ich denke, Ihr werdet's auch zufrieden sein, lieber Vater. Vorher muß ich aber noch eine andere Reise unternehmen und, wer weiß? kann Euch dann bald wiedersehen, Vater und Mutter, mein herziges Annele, Bruder Gregori und Schwarzhans! Ach ich habe

*) Ueber Sickingen's Tod schrieb Luther an Spalatin: „Heute hörte und las ich Franzens von Sickingen wahre und klägliche Geschichte. Gott ist ein gerechter und wunderbarer Richter."

Euch Allen viel Kummer und Herzeleid bereitet, besonders Euch, Vater, und der guten Mutter. Aber „ich will's wieder gut machen," so wahr mir Gott hilft! — Den Oecolampad, den solltet Ihr in Sankt Marti predigen hören, Vater, der predigt, daß es einem durch's Herz geht und man auch aufs allergewisseste weiß, daß wir durch Jesum Christum Vergebung der Sünden erlangen!

Und so gehabet Euch wohl unterdessen und gedenket meiner im Gebet und in treuer Liebe, wie ich auch Eurer gedenke! Rudolf Köbelin,

Euer Sohn, der verloren gewesen und wieder gefunden ist.

So geschrieben in Basel den 25. Mai als am Urbanustage des Jahres der Gnade 1523.

Postscriptum: Und der Urbanus hat uns heute ein prächtiges Wetter gebracht, und wenn der Weinheld Wort hält, so wird es dieses Jahr einen guten Wein geben! Grüßet den Meister Augustin und die Schwester Margaretha und Maria. An den gestrengen Herrn Stadtschreiber hab' ich auch geschrieben und er wird Euch diesen Brief zukommen lassen."

Während Schwester Maria diesen Brief gelesen, hatten alle gespannt, ja gleichsam mit zurückgehaltenem Athem zugehört. Als sie geendigt, seufzte die Meisterin tief auf und brach dann in einen Strom von Thränen aus, welche erleichternd ihren Augen entströmten. Der Meister faßte ihre Hand und sprach gerührt: „Gott Lob und Dank, Mutter, wir können nun ruhig sein, denn der Herr hat gnädig unser Gebet erhört!" Anna aber hat ein Mal über das andere freudig ausgerufen: „Gelt aber, ich hab's gewußt! Der

liebe Gott hat unſern Rudi behütet und wir ſehen ihn bald wieder!"

Es war am Pfingſtmontage — oder wie man vor Altem zu ſagen pflegte „am zweiten Pfingſttage". — Nicht mit Brauſen und feurigen Zungen, wie am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſte, ſondern ſtille und leiſe, wie es ſeitdem ſeine Art und Weiſe iſt, hatte ſich der heilige Geiſt vom Himmel geſenkt und manches Herz mit ſeiner ſchaffenden Kraft zu ſeiner gnadenreichen Wohnung bereitet. Die Bürger waren nach der Kirche mit Weib und Kind ſpazieren gegangen und hatten ſich des Segens gefreut, der auf ihren Feldern lag und für dieſes Jahr eine ſo reichliche Ernte hoffen ließ. Auf den Abend ſind ſie wieder heimgekehrt und friedlich mit den Ihrigen vor den Häuſern geſeſſen; denn Trink- und Zunftſtuben waren geſchloſſen und wer die Sonn- und Feiertage entheiligen und die unheilvollen Trinkgelage beſuchen wollte, der mußte auf die umliegenden Dörfer gehen. Wie überall, wo das Evangelium gepredigt und angenommen worden, ſo ſind auch in unſerer Stadt, bezeugt die Chronik, „Kirchen- und Sittenreformation Hand in Hand gegangen."

„Die Köbelin's müſſen doch alleweil etwas Appartes haben," ſagte die Schuſterin zu ihrer Baſe, nachdem der Meiſter freundlich grüßend mit ſeiner Frau und Anna bei ihnen vorübergegangen war. „Wenn andere Chriſtenmenſchen wieder daheim ſind, ſo gehen ſie ſpazieren."

„Ja," meinte die andere, „auf der Welt hat eben alles ſeinen Grund. Und ſeit der Geſchichte mit dem von Hutten, dem Schmiedmarti und dem armen Rudi ſoll die Meiſterin nicht mehr recht im Kopfe ſein, hab' ich mir ſagen laſſen, und darum muß ſie immer eine von den Sankt Claren-

ſchweſtern hüten und der Meiſter läßt ſie nicht mehr alleine ausgehen und mit unſereinem verkehren."

„Das kömmt alles vom leidigen Hochmuth her, Baſe Gevatterin. Die Leute haben ja immer gemeint, ihr Rudi ſei weiß kein Menſch wie viel mehr als andere gemeine Menſchenkinder, hat auch kein Handwerk lernen dürfen, wie unſere armen Buben, bewahre! ein gelehrter Herr ſollte er werden, und darum haben ſie ihn in die vermaledeite Bücherdruckerei gethan, und nun geſchieht ihnen ganz recht, daß ihn der Teufel geholt."

„Unberufen, unberufen, Anne-Käthri!" warnte der Schuſter, der am Fenſter geſeſſen und ihnen zugehört. „Nimm dich in Acht, dort ſteht er ſchon hinter dir!"

„Wo? Wer?" riefen die Frauen, indem ſie erſchrocken auffuhren und ſich bekreuzten; als aber alles geheuer geweſen und ſie niemand erblickt, da hat die Schuſterin ärgerlich ihren Mann „einen alten, unvernünftigen Narren" geſcholten.

„Na!" meinte dieſer lachend, „wenn du ihn auch nicht ſiehſt, Anne-Käthri, ſo iſt er doch alle Mal bei dir, wenn du mit deinem böſen Maul ſo lieblos über deine Nebenmenſchen herfährſt."

Unterdeſſen ſind aber die Köbelin's ruhig zum Thore hinaus und, nachdem dieſes hinter ihnen geſchloſſen worden, gar ſchnellen Schrittes auf den Mönchsberg gegangen; denn „ſie ſollten ja ihren Rudi dort ſehen!" hatte ihnen Herr von Gamsharſt ſagen und ſie für dieſen Abend auf den Mönchsberg beſcheiden laſſen. Bei der Windmühle ſind ſie dann noch mit den Schweſtern Margaretha und Maria und mit Schwarzhans und Bruder Gregori zuſammengetroffen.

Die beiden letzten hatten Hutten abwechselnd im Försterhause verpflegt, wo er sich die ganze Zeit über verborgen gehalten und durch Herrn von Gamsharst die Kunde von Sickingens Fall und traurigem Tode erhalten. Heute war Rudi in aller Frühe von Basel gekommen, um den Ritter auf Umwegen nach Zürich zu geleiten, wo ihn Zwingli erwartete und von wo er die Heilquelle von Pfäfers besuchen sollte.

Nach Sonnenuntergang sollte Hutten zu Pferde das Försterhaus verlassen, von Rudi begleitet, der das Saumroß mit Lebensmitteln führte. Bis sie die Grenzen des österreichischen Gebietes überschritten, konnten sie der Sicherheit wegen nur des Nachts reisen und mußten sich den Tag über in den Wäldern verborgen halten. Sie gedachten auf Nebenwegen durch's Pfirter Amt in die Schweiz zu kommen. Einmal auf eidgenössischem Boden, war die Gefahr für Hutten minder groß, doch mußte er noch immer auf der Hut sein, besonders jetzt, wo seit Sickingen's Tod die Feinde des Evangeliums viel übermüthiger geworden. Darum hatte der Stadtschreiber Schaller in Basel Rudi wieder mit einem Pack Schriften versehen, und in Schwarzhansens Kleidern konnte dann der Ritter leicht für einen Gehülfen des jungen Bücherträgers gelten.

Hutten hatte Schwester Margaretha bitten lassen, mit Rudi's Eltern in's Försterhaus zu kommen; er wollte ihr danken und Valet sagen für dieses Leben; denn der Morgen in der Sankt Claren-Abtei und die ernsten Worte der frommen alten Schwester hatten einen unauslöschlichen Eindruck in seinem Gemüthe hinterlassen; auch Anna, „sein Schutzengelein," wie er sie nannte, wollte er gerne noch ein Mal sehen, und so ist er denn auf der Anhöhe bei dem

Försterhause an Rudi's Seite gestanden, der mit fieberhafter Ungeduld auf seine Leute gewartet.

An jenem Abend ist es so schön gewesen, wie es jetzt noch an manch schönem Frühlings- und Sommerabend auf unserm Mönchsberge ist. Die Luft war so mild und so rein, vom balsamischen Wohlgeruch der Blüthen gewürzt, die goldenen Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten malerisch die gegenüberliegende Gebirgskette des Schwarzwaldes, das Schloß von Badenweiler und die Abtei Bürglen blickten jenseits des Rheins freundlich grüßend zu uns hinüber, links die blauen Vogesen und im Hintergrunde zur Rechten in weiter Ferne stiegen die weißen Spitzen der Gletscher majestätisch gen Himmel empor; es war so still, so wunderschön!

„O!" rief Hutten mächtig ergriffen, „dort, dort bei jenen hohen, jungfräulichen Bergen werde ich endlich die heiß ersehnte Freiheit finden!" Und indem er Herz und Auge emporhob „zu den Bergen, von welchen uns Hülfe kommt," (Psalm 121, 1), setzte er leise hinzu: „An Deinem Kreuze, Herr, von Sünd' und Tod befreit!"

Jubelnd stürzte jetzt Rudi den Seinigen entgegen. Es war ein freudiges, ein seliges Wiedersehen und die gute Mutter wollte den wiedergefundenen Sohn schier nicht mehr aus ihren Armen lassen. Ernster war des Vaters Freude, durch die nahe Trennung getrübt und durch die Angst vor den Gefahren, denen sich Rudi mit dem kranken, flüchtigen Hutten wieder aussetzen mußte. Anna aber, nachdem sie ihren Rudi sattsam geherzt und sich von ihm hatte herzen lassen, ist die Anhöhe hinauf zu Hutten gesprungen, und als sie dieser in die Höhe gehoben und „sein Engelein" liebe-

voll ans Herz gedrückt, hat ſie ihn mit den klaren Augen lange angeſchaut und dann freundlich geſagt: „Heute ſeht Ihr aber gut aus und gefallt mir viel beſſer, als da ich Euch zum Thore hinausgeführt und Ihr Euch vor dem Schmiedmarti verbergen mußtet, und der böſe Geſell ſitzt jetzt im Walkenthurme und unſer Rudi iſt wieder da!“

Und wirklich ſah Hutten, wenn auch bläſſer und kränker, dennoch ganz anders aus, als im Clariſſen-Kloſter in der fieberhaften Aufwallung ſeines ganzen Weſens; der bittere, hoffnungsloſe Ausdruck war verſchwunden und die ruhigen, friedlichen Züge bezeugten, „daß er ſich in Gottes Willen ergeben hatte.“ Dieſes fand auch Margaretha von Grafenried, als ſie ihm zum Willkomm die Hand gereicht und theilnehmend gefragt: „wie es ihm gehe.“

„Gut, recht gut, Schweſter Margarita. In meiner Einſamkeit hat der Herr in ſeinem Worte gar freundlich mit mir geredet und hat mich die Bibel, die ich früher ſo oft geleſen, erſt jetzt verſtehen gelehrt. Ich habe in Chriſto nicht nur der Welt Heiland, ſondern meinen Heiland und in Ihm Frieden gefunden. In ſeinem Anblick wird alles licht!“

„Gottlob!“ erwiderte Schweſter Margaretha; „als ich Sickingen's Tod erfahren, war mir ſo bange um Euch.“

„Mit Sickingen wurde meine letzte irdiſche Hoffnung begraben und das letzte Band zerriſſen, das mich noch an die Erde gekettet. Aber es mußte alſo gehen, damit ich, von allem entblößt, den ſtolzen Nacken beugen, die Wahrheit erkennen und die Gnade Gottes in Chriſto ergreifen lernte. O, mein Sickingen! Einem größern Herrn vermeinteſt du Rede ſtehen zu müſſen, aber in deinem redlichen Herzen

hatteſt du ja Gott gebeichtet*) und wie magſt du ſo froh erſtaunt ſein, als du nicht den Richter, ſondern deinen Heiland gefunden, der dich mit dem Friedensgruße empfangen: Sei getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben!"

„Es kömmt ein großer Mann mit einem Stocke den Berg hinauf!" rief Anna erſchrocken. Aber es war Meiſter Auguſtin, der gekommen, um Hutten Herrn von Gamsharſt's Lebewohl und den Zehrpfennig auf die Reiſe zu bringen. Denn der Ritter war ſo arm, daß er von den Liebesgaben ſeiner Freunde leben mußte, unter denen unſer Gamsharſt und Zwingli die letzten geweſen.

Bruder Gregori brachte nun das einfache Abendbrod und bediente die Anweſenden, die ſich in verſchiedene Gruppen getheilt, Hutten mit Meiſter Auguſtin und Schweſter Margaretha in ernſtes Geſpräch vertieft, Rudi mit ſeinen Lieben unter einem Nußbaum gelagert, ſein Schweſterchen auf dem Schooße, und Schwarzhans, der mit Schweſter Maria die Körbe für das Saumroß gepackt, die Büchlein zum Verkauf, Kleider und Wäſche, Wein, Brod und andere Lebensmittel. Und als die Nacht eingebrochen, hat Hutten dankend und wehmüthig von allen Abſchied genommen und in den weichen Mantel gehüllt, den ihm die Schweſtern genäht, iſt er aufs Roß geſtiegen; Rudi hat ſich von ſeinen Leuten losgeriſſen, und nachdem Meiſter Auguſtin in brünſtigem Gebet Gottes Schutz und Segen auf den armen, kranken Flüchtling erfleht, hat er mit den beiden Schweſtern das

*) Als Franz von Sickingen im Sterben lag, da fragte ihn ſein Kaplan Niklaus, ob er zu beichten verlange? aber er antwortete: „Ich habe in meinem Herzen Gott gebeichtet."

alte Abendlied der ersten, christlichen Kirche gesungen: „Christe qui lux et dies“, auf deutsch:

O Christ! Du bist der lichte Tag,
Der durch die Finsternisse brach.
Du bist des Lichtes lichter Schein,
Sein sel'ger Glanz bist Du allein.

Wir fleh'n, erhabner Herr, zu Dir;
Behüte diese Nacht uns hier,
In Dir verleih' uns sanfte Ruh,
Daß uns die Nacht nicht Schaden thu'.

Beschützer unser, steh' zur Wacht,
Bezwinge des Verführers Macht,
Nimm Deine Gläubigen in Hut,
Für die am Kreuze floß Dein Blut.

Steh', Herr, uns bei mit Deiner Kraft
In dieses trägen Leibes Haft,
Der unsrer Seelen Schutzherr bist,
Verlaß uns nicht, Herr Jesu Christ!

Unter diesen Friedensklängen hat Rudi den Zügel des Saumrosses ergriffen, allen noch ein Lebewohl zugenickt und ist dann mit dem Ritter in die Juragebirge gezogen, von denen unsere Rebhügel Ausläufer oder, wenn man lieber will, der Anfang sind. Und als der Gesang ausgeklungen, da hatten die Wanderer bereits den östreichischen Boden betreten, wo sie Gott gnädig bewahren möge! Die andern aber sind in die Stadt zurückgekehrt, wo ihnen um Mitternacht der Thorwächter das Pförtchen wieder aufgeschlossen hat.

5.

Es ist September, der freundliche gesegnete Monat der Obst- und Weinernte; noch beugen sich Apfel- und Birnenbäume unter ihrer würzigen Last, noch prangen die goldenen

Trauben an den Weinstöcken, aber der Herbst ist vor der Thüre, über ein Kleines, so werden diese köstlichen Gottesgaben alle eingesammelt sein. Störche und Schwalben sind bereits fortgezogen und bald wird der kalte Nordwind über die öden Stoppelfelder wehen und die Bäume wieder entblättern. In Meister Köbelin's Hause ist alles in geschäftiger Bewegung. Auf dem Zimmerplatze ordnet der Meister die Arbeit und ertheilt seinem Meistergesellen die gehörige Vollmacht, damit ihn dieser während seiner Abreise ersetzen könne. Im Hause packt Frau Magdalene freudestrahlend das Nöthige zur bevorstehenden Reise ein. Anna hüpft fröhlich wie ein Eichhörnchen im Hause und auf dem Zimmerplatze herum und Bruder Gregori muß ihr immer wieder von all den Herrlichkeiten der großen Stadt Basel und besonders vom Lällenkönig erzählen, wie er oben am Thore der Rheinbrücke in einemfort seine große, scharlachrothe Zunge gegen Kleinbasel ausstrecke und wie er sie auch gegen Anna ausstrecken werde, wenn sie ihn von der Rheinbrücke anschaue.

Eine Reise nach Basel war aber in jenen Zeiten, besonders für einfache Bürgersleute wie Köbelin's, ein großes Unternehmen und ein bedeutendes Ereigniß. Und hätte man unsern schlichten Vorfahren vorausgesagt, wie leicht und wie schnell wir jetzt auf der Eisenbahn nach dem nachbarlichen Basel gleichsam hinfliegen können, sie würden sich bekreuzt und steif und fest behauptet haben, das könne unmöglich mit rechten Dingen zugehen und nur durch die schwarze Kunst erfunden und vollbracht werden. Ehe unsere Freunde aber nach Basel reisen, müssen wir erst noch die Veranlassung dieser Reise erzählen.

Seit dem Pfingstmontag waren drei Monate verflossen,

ohne daß Rudi an ſeine Eltern geſchrieben. Wohl hatte ihnen Herr von Gamsharſt ſagen laſſen: „er ſei glücklich mit Hutten in Zürich angelangt,“ aber dann ſind wieder Wochen und Monate vergangen und Rudi ſchrieb immer nicht. In den höhern, gebildeten Kreiſen wußte man ſchon lange, daß der Ritter, ſehr krank, ſich nur kurze Zeit in Zürich aufgehalten, aber wohin der arme Heimathloſe ſich nun gewandt, das war ein Geheimniß geblieben, welches ſeine Feinde nicht ergründen konnten; indeſſen weil Hutten gar nichts mehr von ſich hören ließ und auch ſeine unermüdliche Feder verſtummte, ſo mußte er wohl geſtorben ſein; daß aber Rudi in das traurige, geheimnißvolle Schickſal des flüchtigen, unglücklichen Ritters hineingezogen worden, das quälte die arme Mutter wieder aufs neue und hat auch dem Meiſter gar oft ſchwere Gedanken gemacht. Da kam in den letzten Tagen des Auguſts endlich ein Brief von Rudi, der allem Kummer und Herzeleid ein Ende machte und den wir hier mittheilen:

„Meine Herzlieben Alle!

„Hätte Euch ſchon längſt gerne geſchrieben, durfte es aber nicht wagen, aus Furcht, mein Brief möchte von des Ritters Feinden aufgefangen werden. Unter Gottes Schutz ſind wir glücklich in Zürich angelangt, und in mancher Gefahr wunderbarlich behütet worden, wie ich Euch mündlich erzählen will, und der guten Mutter werden noch beim Erzählen die Haare zu Berge ſtehen, denn die Feinde des Evangeliums ſind mitunter gar böſe und grauſame Geſellen.

„Meiſter Ulrich Zwingli hat den Ritter in Zürich gar freundlich aufgenommen. Das iſt ein Mann, Vater! Potz Tauſend, den ſolltet Ihr ſehen; der ſteht da, feſt wie eine

Mauer, und predigt so kräftig und unerschrocken, daß er allen seinen Gegnern das Maul stopfet. Aber der Ritter war so krank und schwach, daß ich oft gefürchtet, ich werde ihn nicht lebendig nach Zürich bringen können, und da hat Meister Ulrich gesagt: ich müsse mit dem Kranken gleich wieder fort ins Bad Pfäfers, und da sind wir zuerst übern See auf die Insel Ufenau gefahren zum Pfarrer Schnegg, der in der Heilkunde gar wohl bewandert ist, dem Ritter die nöthige Weisung ertheilt, wie er das Bad gebrauchen müsse, und uns einen Hirten aus dem Glarnerlande zum Führer gegeben hat, der uns dann auch glücklich über die Berge ins Benediktinerkloster von Pfäfers geleitet hat, wo der Abt, ein Freund von Meister Ulrich, den Ritter wie einen alten lieben Bekannten empfangen hat.

„Wer aber die Schweizerberge nicht gesehen, Vater, ja der weiß nicht, was Berge sind und was unser Herrgott für ein mächtiger, herrlicher Werkmeister ist! Da ist eine ganze Welt von Gebirgen und Felsen aneinander gereiht, die sich hoch und immer höher hinauf bis in den Himmel thürmen, und wenn man meint, nun sei man auf dem höchsten Gipfel angelangt, so steigen noch viel höhere Spitzen über einem empor, und die weißen Eis- und Schneeberge, die bei Sonnen-Auf- und Niedergang so wundersam glänzen, und weit unten das schöne fruchtbare Land mit seinen Seen, Flüssen, Dörfern, festen Schlössern und Städten — ja, Vater, man meint wahrhaftig, man schaue aus dem Himmel auf die Erde herab, und man athmet so leicht, man fühlt sich so frei, daß man gar nicht mehr hinuntersteigen möchte in das sündige Menschengewühl und in die Arbeit und den Kampf des Lebens, und der Ritter lebte auch wieder auf

in der reinen, ſtärkenden Bergluft und iſt hier ganz heiter und geſprächig geworden.

„Ja, und die Quelle von Pfäfers, die quillt ganz warm aus einer kalten, finſtern Schlucht hervor, über einem wilden Bergſtrom, den man die „Tamina" heißt, und da hat mir der Kloſterbruder Baſilius erzählt: Vor fünfhundert Jahren ſei der von Hohenbalken aus der Abtei von Pfäfers auf die Jagd gegangen, einem Rabenneſte nach, und da, wo ſich die hohen Felſen über der wilden Tamina zuſammenthürmen, habe er einen Dampf wie von ſiedendem Waſſer aufſteigen ſehen und habe ſich dann an einem Seil in die Felſenſchlucht hinunter gelaſſen und dort die Heilquelle entdeckt. Aber erſt zweihundert Jahre ſpäter hat dann der Abt Hugo von Villingen das jetzige Badhaus über der Quelle erbaut.

„Das Haus ruht auf Balken, die quer über der Tamina in den Felſen befeſtigt ſind, und was meint Ihr, Vater! das muß doch wohl ein tüchtiger Zimmermann geweſen ſein, der über dem Abgrunde ſchwebend, wo in der Tiefe die Tamina braust, die Löcher in die Felſen gebohrt und die Balken darinnen feſtgemacht hat! Und die Kranken müſſen von der Felſenwand oben auf Leitern hinunter ins Badhaus ſteigen, oder wie der kranke Ritter auf einem Seſſel ſitzend an einem Seile hinuntergelaſſen werden. Habe mich auch mit Bruder Baſilius, der den Ritter im Kloſter und im Bade gepflegt, an einem Seile hinuntergelaſſen, und wenn mich die Mutter geſehen, die hätte gemeint, ich müſſe nothwendig verloren gehen! — Auch gebadet habe ich in dem klaren, milden Waſſer, das mit ſeinem warmen Dampfe wohlthuend Mark und Bein durchdringt, und war alle Mal

wie neu geboren. Aber dem armen Ritter wollte es nicht frommen, seine Krankheit nahm überhand und als Regenwetter eingetreten, da wollte er mit Gewalt wieder auf die Insel Ufenau zum Pfarrer Schnegg. Es half kein Zureden, denn es war eine Unruhe über ihn gekommen, die ihn von dannen trieb. Aber der Abt hat ihn fürstlich beschenkt, Gold und Kleinodien, und gab uns Pferde zum Reisen und den Bruder Basilius zum Begleiter, und da wir nun alle, auch der Führer, beritten gewesen, so ist die Reise viel schneller und leichter von Statten gegangen, als im Herkommen, wo wir nur ein Roß für den Ritter gehabt.

„Auf der Insel Ufenau ist aber eine große Veränderung mit dem Ritter vorgegangen. Die Unruhe, die ihn von Pfäfers fortgetrieben, war verschwunden und er ist so still und schweigsam geworden, wie der Bruder Gregori, ist auch gar schwach und leidend gewesen, aber immer freundlich und dankbar für jeden geleisteten Dienst, und der Pfarrer Schnegg sagte: es sei kein Aufkommen mehr und er werde bald sterben, aber selig, denn er habe seine ganze Hoffnung auf Jesum Christum gesetzt, der durch sein Sterben den Tod überwunden und uns das ewige Leben wiedergebracht. Und das meinte auch Meister Ulrich, der den Ritter besucht und ihm das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalten gereichet hat.

„Und in der Nacht, als ich das letzte Mal bei ihm gewacht, da habe ich den Ritter gar schön beten und den Vers hersagen hören:

„Herr, so Du willst das sehen an
„Was Sünd' und Unrecht wir gethan,
„Wer kann vor Dir bestehen?"

„Dann hat er mich gerufen, herzlich gedankt für meine

treuen Dienſte, mir Gottes Lohn verheißen und mich ermahnt, feſtzuhalten am guten, evangeliſchen Glauben und Chriſto nachzuwandeln, damit ich dereinſt auch ſelig ſterben könne. Und ich hab's ihm in die Hand hinein verſprochen, mit Thränen, denn der arme Ritter iſt mir recht lieb geworden, ja, und er hat mir dann noch ſeinen Siegelring zum Andenken gegeben, und er läßt Euch noch alle grüßen und Schweſter Margaretha ſoll ich ſagen: Herzensänderung ſei eine große Aenderung, damit hätte er die Kirchenreformation anfangen ſollen. Aber Gott ſei in Chriſto ihm gnädig und laſſe ihn nun das Ende ſeines Glaubens davontragen, nämlich der Seele Seligkeit, und ich hab's aufgeſchrieben, damit ich die Worte nicht vergeſſe, und ſagt's der Schweſter und grüßet ſie ſammt der Schweſter Maria und dem Schwarzhans herzlich von mir.

„Am andern Tage hat mich Meiſter Ulrich in's Toggenburg geſchickt mit einer Botſchaft für ſeine Leute, und bin da wieder über die hohen, herrlichen Berge geſtiegen, mit wahrer Herzensfreude — und Wildhaus, wo Meiſter Ulrich geboren, das würde Euch auch gefallen, Vater, es liegt hoch in den Bergen, ſchöne, grüne Matten, prächtiges Nadelholz und Ahornbäume von himmelhohen Felſen umgeben, und Milch habe ich dort getrunken, ſo gut wie in meinem Leben noch keine. Ja, und als ich wieder auf die Inſel Ufenau gekommen, da war der Ritter geſtorben, und bereits begraben, und auf ſeinem Grabe habe ich ein andächtiges Vaterunſer hergeſagt und Gott um „die Herzensänderung" gebeten, von der der Ritter geſagt, denn mein Herz iſt leider noch immer das alte, ſtolze, leichtfertige Ding, das den Herrn Chriſtum nicht lieb hat, und das ich zum Beten zwingen muß,

ich kann's nicht ändern, aber der Oecolampad, dem ich meine Noth geklagt, ſagt: „kein Menſch könne das, es ſei das Werk des heiligen Geiſtes und müſſe im Glauben erbeten ſein."

„Ja, und daß ich's nicht vergeſſe, unſerer Anna, ſeinem Schutzengelein, ſchickt der Ritter durch mich ein goldenes Kreuzlein, das ſie zu ſeinem Andenken tragen ſoll und der Schweſter Margaretha ſeine lateiniſche Bibel und die Kleinodien, die ihm der Abt von Pfäfers geſchenkt, die hat man einem Juwelier verkauft, um damit die Unkoſten von des Ritters Verpflegung und Begräbniß zu bezahlen. Meiſter Ulrich wollte mir auch Geld geben, aber ich habe keinen andern als Gottes Lohn verlangt und nur das nöthige Geld zum Zehrpfennig auf die Rückreiſe angenommen.

„Das iſt aber ein langer Brief geworden und habe Euch doch das Beſte noch nicht geſagt, zum Erſten: daß mir der Herr Stadtſchreiber Arbeit und gute Bezahlung in der Druckerei bei Meiſter Frobenius verſchafft, und zum Zweiten, daß ich, errathet ein Mal b e i W e m, Mutter, Herberge gefunden habe? Bei der Bäſi Margareth, Eurer Mutter Schweſter Tochter, die mit ihrer Mutter auf Eurer Hochzeit geweſen und die guten Würſte und Basler Leckerli mitgebracht, von denen Ihr uns oft erzählt. Ja, und die hatte eine große Freude, als ſie hörte, ich ſei der Sohn von ihrer lieben Mülhauſer Bäſi, Leneli Köbelin, und ihr Mann, der Goldſchmied Jekelmann, der hat mich um der Verwandtſchaft und ſeiner Frauen zu Liebe in die Herberge genommen, und ſie haben ein ſchönes Haus auf dem Fiſchmarkt und eine einzige Tochter, Gritly, die Euch ähnlich ſieht, Mutter, und wenn ich das fromme Gritly in Sankt Marti ſo andächtig in der Predigt ſehe, und daheim wie ſie ſo

ordentlich, ſo fleißig und ſo ſittſam iſt, ja, da kann ich gar nicht begreifen, wie ich auf die Eva ſo verſeſſen geweſen und wie die freche, ausgelaſſene Dirne mir den Kopf ſo arg verdrehen gekonnt! Nun, das mag wohl der Anfang von meiner Herzensänderung ſein, und mit Gottes Hülfe wird das Andere auch nachkommen.

„Wollte Euch mit einem Beſuche überraſchen, aber der Herr Stadtſchreiber Gamsharſt hat mir durch ſeinen Freund Schaller ſagen laſſen: Das Gericht habe erſt vor kurzer Zeit den Schmiedmarti zu fünfjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt, und darüber ſei große Unzufriedenheit unter den Uebelgeſinnten, ſo ſei es nun klüger, wenn ich mich jetzt noch nicht in Mülhauſen ſehen laſſe, und ſo läßt Euch denn der Vetter Jekelmann und die Bäſi Margreth freundlich einladen, für acht oder vierzehn Tage zu ihnen nach Baſel zu kommen, Vater, Mutter und Anna und den Bruder Gregori ſollt Ihr auch mitbringen, denn in ihrem Hauſe iſt Raum zur Herberge für Alle. Und das Gritly freut ſich ganz beſonders Euch kennen zu lernen und ſie wird Euch gewiß lieb werden, Mutter, und ich freue mich wie ein Kind, Anna in der großen ſchönen Stadt Baſel herum zu führen und mit ihr auf dem Rhein ſpazieren zu fahren! und wenn Ihr mir den Tag beſtimmt, Vater, ſo komme ich Euch mit dem Vetter und zwei Roſſen bis Sierenz entgegen.

„Kommt alſo bald, meine Herzlieben, denn ich kann es kaum erwarten, bis ich Euch wiederſehe!"

„Ade und Gott befohlen."

Euer treuer Sohn und Bruder

Rudi Köbelin.

Baſel, den 26. Auguſt Anno Domini 1523.

Und so haben denn unsere Freunde an einem schönen September-Morgen die große Reise angetreten. Der Spiegelmüller hatte ihnen zwei Rosse geliehen, auf dem Einen saß die Meisterin, und Peter der Müllerknecht führte es am Zügel; das Andere trug das Gepäcke, den Korb mit dem Mittagessen und die überglückliche Anna, welche in ihrem Leben noch nie geritten war. Der Meister führte dieses Roß, hatte aber mehr Mühe, die lebendige Reiterin zu überwachen als das gutartige Thier zu leiten; der Stadtbote, der zu der Meisterin großer Beruhigung sie begleitete, und Bruder Gregori marschirten rüstig hinten drein. Bei Sierenz sind sie mit ihrem Rudi und dem Vetter Jekelmann zusammen getroffen und unter einer großen Linde gelagert, haben sie seelenvergnügt miteinander das Mittagsmahl verzehrt. Nachdem aber Menschen und Thiere gehörig ausgeruht und mit Speis und Trank wohl gelabet worden, ist der Müllerknecht mit seinen zwei Rossen wieder heimgekehrt, die Anderen haben ihre Reise fortgesetzt und sind bei Sonnenuntergang zu Bäsi Margreth's und Gritly's großer Freude glücklich und wohlbehalten in Basel angelangt.

Und nun, lieber Leser, sind dir unsere Freunde Alle lieb geworden und möchtest gerne noch mehr von ihnen wissen, so müssen wir dich zur Geduld verweisen, sintemalen diese kleinen einfachen Lebensbilder sich viel leichter und schneller lesen als schreiben lassen. Unsere Freunde lebten in einer ernsten, unruhigen Zeit, wo es galt, Gut und Blut für seinen Glauben dahinzugeben und Rudi und Anna haben manch' schmerzliches Opfer bringen und manch'

ſchweres Kreuz tragen müſſen; aber: „Der Herr hält die „Gerechten und ſie werden nicht zu Schanden in „der böſen Zeit“ (Pſalm 37, 17—19), und ſo hat er auch ihnen treulich durchgeholfen und ſie väterlich bewahret in aller Noth und Gefahr. Rudi iſt in Baſel heimiſch geworden und in der ſanften Gritly hat ihm der Herr „das „tugendſame Weib beſcheeret, die viel edler iſt „denn die köſtlichſten Perlen“ (Sprüche 31, 10), und Anna, ja die hat mit der Zeit eben den Hans Schön geheirathet, der vom Schmiedmarti wie der Rudi verführt geweſen, aber ein wackerer Ehrenmann geworden und das Handwerk von Meiſter Köbelin übernommen, als ſich dieſer zur Ruhe geſetzt. Im Jahre 1528 iſt der edle Gamsharſt eingegangen zu ſeines Herrn Ruhe, Schwarzhans und Bruder Gregori durften ihm bald nachfolgen und um dieſe Zeit iſt auch Margaretha von Grafenried „durchgedrungen vom Glauben zum Schauen“, während Maria Nagel vom alten Schönenſtein noch lange im Segen an unſern Schulen arbeitete. Vielleicht wird es uns vergönnt, noch ein Mal von ihr und Anna zu erzählen, die als Hans Schön's getreue Ehefrau durch ihren beſonnenen Muth die Stadt aus großer Gefahr errettet hat. Unterdeſſen wollen wir wie unſere frommen Vorfahren: „Trachten nach dem Reiche „Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird „uns Alles Andere zufallen“ (Matth. 6, 33).

Im Verlage von **Felix Schneider** (Adolf Geering) in Basel ist vor Kurzem erschienen:

„Nur ein Bauernlümmel."

Eine holländische Dorfgeschichte von **J. van 't Lindenhout.** Autorisirte Uebersetzung von **J.-E.** Mit farbigem Titelbilde.

Preis Fr. 2. — M. 1. 60. Eleg. geb. Fr. 3. — M. 2. 40.

Diese rührende Geschichte eines durch kindliche Liebe und Treue sich auszeichnenden Sohnes, dem menschliche Bosheit einmal um das andre ein Bein stellt, den aber Gottes Segen siegreich zum Ziele gelangen läßt, hat den bekannten holländischen Waisenvater in Neerlosch zum Verfasser. Van 't Lindenhout entstammt dem Bauernstand und kennt Leid und Freud dieses edeln Berufs aus eigenster Erfahrung wie Wenige. Sein Bauernlümmel fand in Holland solchen Anklang, daß er in kurzer Zeit die dritte Auflage erlebte. Chr. Volksbote.

.... Die Erzählung ist durchsichtig, lebhaft und nüchtern, markig und an manchen Stellen in berechtigter Weise derb. Ein gesundchristliches Buch.

Für **Volksbibliotheken** besonders empfehlenswerth.

Allg. cons. Monatsschrift.

.... **Klar, lebenswahr und anspruchslos,** fern von aller **Phrasenmacherei, eine erfrischende Lectüre.** Deutsches Literaturblatt.

Maddalena

das Waldensermädchen u. ihre Familie. Ein kirchengeschichtliches Lebensbild. Mit e. Vorworte v. **Ernst Stähelin,** Dr. theol.

Fr. 4. — M. 3. 20. Eleg. geb. Fr. 5. 35. M. 4. 20.

Ein ergreifendes Buch, das niemand ohne tiefen Eindruck lesen wird. An Hand einer Familienchronik schildert es uns in lebendiger, spannender und oft erschütternder Weise das Leben und Treiben jener ersten evangelischen Christen zur Zeit des finstern Mittelalters und gibt uns ein äußerst anziehendes Bild jener kampfesmuthigen, weltverläugnenden, glaubensstarken Zeugen der vorreformatorischen Zeit, die im Unterliegen gesiegt haben.

Die „Süddeutsche Landpost" sagt am Schlusse einer Besprechung: „Nehmet doch die Romane unsrer „berühmten" Schriftsteller mit oder ohne gelehrte Appretur aus den Händen der Lesenden weg, das hohle Zeug bläht nur auf und führt vom Glaubensgrund ab; gebt ihnen **ein solches Buch — da haben sie etwas davon."**

Der durch seine Biographie Calvin's bekannte Vorredner des Buches sagt am Schlusse seiner einleitenden Worte:

„Es ist der herzliche Wunsch des Schreibers dieser Zeilen, daß die vorliegende lebensvolle und fesselnde Erzählung bei vielen Lesern, namentlich auch Lesern aus dem geistlichen Stande, zu denen sie besonders redet, solche Segenswirkung haben möge, wie er sie selber an sich erfahren durfte."

Fürstin und Frau.

Ein Charakter- & Sittengemälde aus der holländischen Geschichte

von **S. Kaufmann-van Oosterzee.**

Autor. Uebersetzung v. **M. Karstens.** Mit e. Vorwort v. **O. Funcke.**

Preis Fr. 3. 75. M. 3. — Eleg. geb. Fr. 5. — M. 4. —

Von diesem historischen Romane sagt der bekannte Verfasser des Vorworts mit Recht, daß er zur seltenen Gattung derer gehöre, die es verdienen, ebenso auf dem Büchertisch junger Mädchen als ernster Männer einen Platz zu finden. Die Verfasserin will uns das Jahrhundert, das der Reformation vorangeht, aufschließen, und entwirft von demselben, auf Grund umfassender Forschungen, ein so farbiges, lebhaftes und anziehendes Bild, daß wir mit dem Vorworte sagen:

„Nehmet und leset, und ihr werdet deß viele Freude haben."

Ev. Sonntagsblatt.

.... Wir können vielmehr nicht umhin, der Uebersetzerin unsern herzlichsten Dank auszusprechen, daß sie uns diese **„Perle holländischer Literatur"** erschlossen hat. Nordd. Reichspost.

Schriften von Dr. August Wildenhahn:

Gesammelte Erzählungen. 2. Auflage. 5 Bände. Fr. 12. 50. M. 10. —

Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit d. großen Kurfürsten. 4. Auflage. 2 Bände. Fr. 6. — M. 4. 80.

Die Wildenhahn'schen kirchengeschichtlichen Erzählungen sind so bekannt, daß sie keiner weiteren Empfehlung bedürfen. Wir haben wahre wirkliche Geschichte, aber nicht in trockenen Schilderungen, sondern in lauter lebensvollen Gestalten, die wir vor uns zu sehen glauben. Es ist die beste Belehrung mit wirklicher Erbauung verbunden. Christenbote.

Martin Luther. Kirchengeschichtliches Lebensbild a. d. Zeit d. Reformation. 3. Auflage. 5 Bände. Fr. 12. 50. M. 10. —

Ein Gesammtbild, welches die mächtige Gestalt des Reformators in seinem Wirken und Dulden mit meisterhafter Anschaulichkeit und völlig historischer, ganz auf Luther's eigenste Schriften gebauten Treue zeichnet. Bernhardi's Wegweiser.

Johannes Arndt. Ein Zeitbild a. Braunschweig's Kirchen- u. Stadtgeschichte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. 2. Auflage. 2 Bde. Fr. 5. — M. 4. —

Philipp Jakob Spener. Ein geschichtl. Lebensbild a. der Entstehungsgeschichte der Spener'schen Schule. 3. Auflage. 2 Bde. Fr. 5. — M. 4. —

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C024194823